Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. … …thek,

<36603627550018

Für stille Abende.

Erzählungen

von

A. Widmann.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1854.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I. Alte Geschichten.

II. Aus Süd und Nord.

I.

Alte Geschichten.

Es war ein schöner Oktobertag. Ein junger Reisender, welchen wir Oskar nennen wollen, drängte sich eifrig durch das verschlungene niedrige Gebüsch am Rande eines Buchenwaldes, mußte aber plötzlich Halt machen, weil der Berg jetzt fast senkrecht abfiel.

Ihm gegenüber, getrennt durch eine tiefe Schlucht, lag auf einem kahlen Felsen ein gewaltiges, massives Gebäude mit schlanken Erker-Thürmen an allen vier Ecken. Von der Nord- und Westseite war jeder Zugang unmöglich; nach Mittag zu aber schloß sich eine Hochebene an, welche, jedoch nur zum kleineren Theil, als Feld angebaut war, während hoher schöner Wald den eigentlichen weiten Umfang verbarg.

Auf dieser Seite waren die alten Befestigungswerke kaum mehr sichtbar an dem unebenen Boden des Gras- und Obst-Gartens, nur selten trat noch ein Mauerstück oder eine halbrunde Bastei zu

Tage. Die fleißige Menschenhand hatte die unnützen Massen abgetragen und die prächtigen Steine zu den neuen Ställen verwendet, welche jetzt in friedlichem Schutz den großen Hof vor dem Hauptgebäude abschlossen.

Freilich deuteten Lage und Bauart bestimmt darauf hin, daß das Schloß mehrere hundert Jahre alt sein mußte; allein es war bis unter die hohen Giebel so wohlerhalten und blendend weiß abgeputzt, auf dem Dache war keine einzige Lücke unter den altersgeschwärzten Hohlziegeln, die Knaufe und die Wetterhähne auf den Spitzen glänzten und flimmerten, die Ziegel-Bedachung der Ställe konnte noch kein Jahr alt sein, so daß das Ganze weit mehr den Eindruck eines modernen Landsitzes machte.

Oskar war zu weit links gegangen und mußte jetzt noch einen beschwerlichen Weg machen, um die Schlucht zu umgehen. Und doch schien dieser Umweg nicht der Grund seines unmuthigen Kopfschüttelns und seines zaudernden Ganges; vielmehr mochte ihm gerade dieser moderne Eindruck unbequem sein; denn er murmelte vor sich hin: „Ich suche alte Thürme und alte Geschichten; darnach sieht mir aber dieses wohl erhaltene Schloß Leuthra nicht aus.“

Doch wurde er wieder frohen Muthes, als ihn endlich der verständige Pächter, dem die Ankunft des Fremden schon brieflich gemeldet war, herzlich will-

kommen hieß, und nachdem er sich ausgeruht und erfrischt hatte, sagte: „Ich weiß auch schon, daß Sie hier nach dem Zusammenhang einer Geschichte forschen wollen, welche im diesem Schlosse zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vorfiel, und freue mich, daß endlich das, was ich aus Neugierde aufspürte, einem Anderen nützlich werden kann. Ehe ich Ihnen aber die noch vorhandenen Akten mittheile, müssen Sie sich zuvor das Gebäude genau ansehen, und dazu ist es gerade heute Abend noch Zeit.“ —

Er führte jetzt den zustimmenden Gast über einen langen düstern, auch im ersten Stocke noch gewölbten Flur nach der nördlichen Zimmerreihe des Schlosses, ließ aber eine gewaltige Flügelthür, welche in den Hauptsaal zu führen schien, erst bei Seite und trat in ein kleineres Eckzimmer.

Oskar konnte einen Ausruf des Entzückens über die herrliche Aussicht, welche ihm durch das eine Bogenfenster im purpurnen Abendschein entgegenblitzte, nicht zurückhalten und sagte erstaunt: „Mein Gott, wie kann man denn Herr in diesem Schlosse sein, und nach dem Hofe hinaus wohnen, wie Sie!“

Der Pächter lächelte: „Sie vergessen, daß Vieh, Knechte, Aecker und Wälder für mich die schönste Aussicht sind; hier hinten sollte mir aber schwer werden,

einen andern Laut zu vernehmen, als den des Windes und der Raben; überdies sind diese Zimmer den Besitzern des Schlosses vorbehalten."

„Da müssen diese Herren," entgegnete Oskar, „die Bequemlichkeit sehr verachten." — Er schaute lächelnd auf die verblaßte, hin und wieder in Fetzen herabhängende Tapete und erweiterte mit dem Fuße ein in die morschen Dielen eingebrochenes Loch. — „Auch möchte ich nicht wagen," fuhr er fort, „mich in diese Bettstelle zu legen, selbst wenn ich müde wäre wie heute."

„Sie sind nicht der Einzige, der dies nicht wagen würde," entgegnete der Wirth ernsthaft, „ich bin sicher, daß sich seit zweihundert Jahren niemand in diesem Bette ausgeruht hat; denn es ruht sich nicht gut in einer Lade, wo der Verwandte den Verwandten erschlagen wollte."

Der Pächter trat jetzt, ohne sich auf eine weitere Erklärung einzulassen, durch die Seitenthüre in den Hauptsaal, welcher schon besser erhalten war. Die Wände waren mit den schönsten Geweihen geschmückt, zwischen welchen eine Menge lebensgroßer Bilder der langen Geschlechtsreihe der Burgbesitzer hingen.

Oskar betrachtete sich dieselben schweigend, aber theilnahmlos, als ihn sein Wirth auf die Achsel klopfte und wie er sich umwandte, nach der Wand des Saa-

les deutete, welche denselben von dem Eckzimmer trennte. „Sehen Sie dort hin,“ sagte er, „dort hängt etwas, was Sie interessiren muß.“ —

Es waren drei Bilder, gleich groß, aber nur Eines davon war Portrait eines fröhlich aussehenden ritterlichen Mannes; auf dem anderen war ein zerbrochenes Schild und Schwert und auf dem dritten eine Schlange mit einem schönen menschlichen Antlitz gemalt. Man konnte wohl erkennen, daß diese beiden letzten Bilder ursprünglich etwas Anderes dargestellt hatten, denn unter den aufgeklekßten Farben der unbedeutenden Malerei schimmerten die Unterfarben durch, und wenn man schärfer hinsah, konnte man die verwischten Umrisse eines ursprünglichen Portraits erkennen, ja bei dem dritten Bilde hatte der spätere Maler sogar den weiblichen Kopf stehen lassen und nur seinen übelgerathenen Schlangenleib angemalt.

Der Pächter hörte erst ruhig zu, wie Oskar sich in Vermuthungen erschöpfte und sagte dann in seiner knappen Art: „Das erste Bild ist der Erschlagene; die übermalten Bilder stellten den Mörder und seine Frau dar; doch wir sind noch nicht zu Ende.“

Er führte den Gast jetzt rasch durch einige wohnlicher eingerichtete Zimmer, und dann eine kleine Hintertreppe hinab nach einem Nebenhof, welcher das Dreieck zwischen der Ostseite des Hauses, der Rück-

wand der Ställe und dem jäh abstürzenden Felsen einnahm.

Oskar sah seinen Führer befremdet und fragend an; denn in diesem Hofe sah es aus wie den Tag nach einer Zerstörung. Zwischen hohen Schutthaufen wucherte Brombeer und Distel; verfaulendes Gebälk und Stein und Scherben lagen durcheinander: die Stätte war öde und leer. Nur in der Mittes dieses Raumes stand ein gothisches Brunnenhaus mit durchbrochenem Dach und zierlich gearbeiteten Geländern und Säulen; aber kein Eimer hing an dem Haken, keine Kette lief mehr über die zersprungene Holzwelle und die Handhabe an der Kurbel war abgebrochen.

Oskar nahm einen Stein auf und warf ihn in den Brunnen, um die Tiefe zu messen, trat aber, als der Schall des aufschlagenden Steines zurückkam und er wieder aufblickte, verwundert und rasch zurück, denn von der anderen Seite des Brunnengeländers, ihm gegenüber, griff ein steinerner Arm weit herein und hielt einen Kiesel in der Faust, als wollte er denselben eben auch in den Brunnen fallen lassen.

Dieser Arm gehörte zu einer weiblichen Figur, roh aus Stein gehauen, welche mit dem anderen Arm um eine Säule sich festhielt und sich weit vorbeugte, als wollte sie dem Kiesel in die Tiefe nachschauen.

Der Pächter nahm nun Oskars Arm und sagte:

„Sie haben nun alles gesehen, um die Akten verstehen zu können, wenn Sie sich morgen früh darüber machen; aber nun kommen Sie, jetzt will ich Ihnen meine Ställe zeigen und das Werk friedlicher, fröhlicher Menschen."

Oskar ließ es sich gerne gefallen und unterhielt sich mit dem verständigen Wirthe, bis die Nacht zur Ruhe mahnte; da es aber endlich stille geworden war ringsum und er in seiner eigenen Stube saß, ließ ihm die Neugierde keine Ruhe; bis der Morgen graute, saß er und las, ehe sich die Bruchstücke zu einem Ganzen zusammenfügten.

1.

Das steinerne Bild am Brunnen.

In dem großen Saale zu Schloß Leuthra loderten die hellen Feuer in beiden Kaminen schon den ganzen Tag und den ganzen Abend, und doch war es in dem weiten Raum nicht wohnlich warm. Der Nordostwind pfiff um die Seiten und Erker des Hauses; er hatte mit einbrechender Nacht die Wolken, welche schwer über Thal und Bergen gehangen, vertrieben; um so kälter schienen Himmel und Sterne über der schneehellen Gegend.

Das unwirthliche Wetter draußen, die ungleiche Vertheilung von warm und kalt in dem Gemach schienen

aber die Dame des Hauses nicht unangenehm oder gar nicht zu berühren. Sie ruhte halbausgestreckt auf einigen über einander gelegten Kissen, hatte die Pelze, welche darüber gebreitet waren, zurückgeschoben und ein schöngearbeitetes Kohlenbecken so weit weggesetzt, daß sie von der Wärme, welche es ausstrahlte, nicht mehr berührt werden konnte.

Das Gemach war nur schwach erleuchtet. Eine einzige Hängelampe erhellte einen kleinen Kreis deutlich; der übrige Theil des Saales stand im ungewissen Lichte des Mondes, der nach und nach strahlend am Himmel aufgezogen war. Dieses hellere Licht aber, sei es Zufall oder Berechnung, fiel gerade so, daß es den Oberkörper der Schloßfrau hervortreten, ihre Hautfarbe noch durchsichtiger und bleicher, ihre schwarzen Haare und Augen noch tiefer gefärbt erscheinen ließ. —

Man hätte glauben können, sie sei ganz allein; denn sie sprach kein Wort, schien vielmehr tief in Gedanken versunken und betrachtete, sonst regungslos, die leichtbewegten Fingerspitzen der nervigten feinen Hand, auf welcher die blauen Adern stark hervortraten.

Zuweilen erhob sie sich auch und ging den Saal auf und nieder wie Jemand, der auf einen Ankömmling wartet, aber ohne die mindeste Ungeduld mit einem gleichmäßigen, langsamen, weitgestreckten Schritt.

Sie schien dann im Mondschein noch schlanker und größer.

Dennoch bemerkte die Freifrau Alles, was um sie vorging, und ließ ein Mädchen, von etwa fünfzehn Jahren, dessen unentwickelter Körper aber einem Kinde zu gehören schien, nicht aus dem Auge.

Vergeblich stand das fröstelnde Kind so leise als möglich von seinem Schemel in der Ecke auf und wärmte sich die Hände über den Kohlen. Sobald es nur Miene machte, das Becken mehr in seine Nähe zu tragen, stand auch Frau von Leuthra schon hinter dem erschreckten Geschöpf, riß ihm mit einem raschen Griff das Kohlenbecken aus der Hand, stellte dasselbe neben ihr eigenes Lager und sagte mit einer sanften, weichen Stimme: „Ein armes Kind darf sich nicht verzärteln, Bertha!"

Das Mädchen setzte sich demüthig an seinen früheren Platz und strickte langsam weiter, von Frost und Müdigkeit so überwältigt, daß es selbst zu weinen vergaß.

Auch die Dame kehrte wieder zu ihrem Lager zurück und ließ ausgestreckt ruhend Stunde um Stunde vergehen, ohne sich zu rühren. Erst als der Sturmwind einen Vogel, der dem Lichtschimmer zuflatterte, mehrmals klirrend gegen die Scheiben trieb, erhob sie sich langsam und öffnete das Fenster. Sie reckte den Arm aus, als sollte sich der verstürmte Rabe auf ihre

Faust setzen und murmelte vor sich hin: „Du warst mir hoffentlich der rechte Bote; du solltest dafür Gastrecht genießen.“

Ein freundliches Lächeln hatte sich über das ganze sanfte, sonst etwas schlaffe Gesicht ausgebreitet und ließ sie noch schöner und jünger erscheinen, daß eine Zofe, welche auf ihr Klingeln erschienen war und ein Dutzend Kerzen an allen Seiten des Saales anbrannte, schmeichelnd von ihrer Schönheit sprach, während sie bemüht war, der Herrin die zerknitterten Spitzen an der Halskrause und den kurzen weiten Aermeln wieder in Ordnung zu bringen.

„Ja, es mag wohl sein, daß ich jünger aussehe,“ sagte die Schloßfrau; „es ist heute auch ein glücklicher Tag; mein Mann, den ich drei Wochen vermisse, kommt zurück, und das Glück macht gut und schön.“

Damit entließ sie die Zofe, wenn auch mit der sanftesten Handbewegung, begann ihre Wanderung wieder und wickelte im Gehen die etwas aufgelösten langen Locken zurecht.

Jetzt erst im hellen Licht sah man, welche vollkommene Schönheit sie gewesen sein mußte und noch war, denn sie konnte kaum dreißig Jahre zählen. Das Einzige, was störend auffiel, war die ungewöhnliche Länge der sonst voll und schön gebauten Arme und der weitgestreckte Gang. Ihr Anzug war prächtig,

aber vernachlässigt; sie sah aus, als hätte sie schon eine Nacht hindurch in denselben Kleidern gewacht.

Auf einmal blieb sie mitten im Saale stehen. Ihre dunkeln Augen, über welche sie während des Gehens die schweren Augendeckel gesenkt hatte, wie eine Schlafwandlerin, öffneten sich weit. Sie horchte auf Tritte, welche vom Flur herankamen, und schaute, die Lippen halbgeöffnet, ruhig nach der Thüre.

Als diese sich rasch aufthat, rief sie dem eintretenden Manne entgegen: „Nicht wahr er ist todt; ein dunkler Bote hat mir die Nachricht gebracht!“

„Er ist frisch und gesund wie ein Fisch,“ antwortete der Schloßherr, während er den Hirschfänger abschnallte und die Pelzmütze abnahm, die ihm nur Mund und Augen frei gelassen hatte. Er lachte zu seinen Worten, aber der Ton selbst, in welchem er sprach, war doch mehr gereizt als heiter. „Mein Herr Oheim ist noch immer der alte gute Gesell und derselbe leichtsinnige Narr, dem das Glück die schönsten Aepfel zuwirft. Er braucht nur die Hand auszustrecken. Der Kaiser hat ihn zur Feier seiner Genesung erst noch den Tag vor meiner Abreise mit dem erledigten Lehen Bulach beschenkt.“

Als die Schloßfrau zu all' dem beharrlich schwieg, fuhr der Mann fort: „Er will uns übrigens helfen, vom Dringendsten hat er schon geholfen, und will

selbst kommen, sobald die Bäume ausschlagen. Er will den ganzen Sommer bleiben. — Gut und freundlich ist er bei alledem; ich freue mich seiner Rettung; der Tod ist doch gar so dunkel," setzte Herr von Leuthra mit gutmüthigem Tone hinzu und schaute die Frau an.

Sie wendete sich aber ab, sonst hätte er ein leichtes höhnisches Lächeln um ihren Mund sehen müssen und sagte mit ihrer sanften Stimme: „Ich freue mich auch; der gute Oheim lebt jetzt gewiß noch seine dreißig Jahre, eine solche Krankheit erfrischt wie ein Gewitter."

Ihr Mann konnte die letzten Worte kaum mehr gehört haben, denn er war nach der Thür geschritten, um sein Hauskleid anzulegen.

Katharina blickte ihm höhnisch nach. Ein wilder Zorn überflog ihr Gesicht. Heftig, wie ein gefangenes Thier, das den Kopf wider die engen Wände rennt, ging sie im Saal auf und nieder, blieb dann stehen, stampfte mit dem Fuß auf den Boden, ballte beide Hände und rief kreischend: „Abhängig! abhängig sein! — Es ist nicht zum Ertragen! — Helfen will er? was heißt helfen? Sein Tod hätte geholfen."

Bertha zitterte am ganzen Leibe aus Angst, ihre Herrin möchte in diesem Augenblick daran denken, daß sie nicht allein wäre und sie darum mißhandeln. Das Kind sagte sich still ein Gebet nach dem andern vor,

und seufzte mit Absicht tief und schwer auf, als der Schloßherr endlich wieder eintrat.

Der Seufzer drang an sein Ohr. Er blickte zu dem Mädchen hinüber und sagte mitleidig zu seiner Frau, welche bereits wieder ruhig und gelassen ein eben aufgetragenes Abendbrod ordnete: „Schicke doch das Kind früher zu Bett, eine junge Kreatur kann ja nicht gedeihen, ohne Schlaf und Ruhe.“

„So? meinst Du? — Bertha, Du kannst schlafen gehen,“ sagte sie freundlich und setzte, als das Kind rasch hinausgehuscht war, daß man kaum die Thüre gehen hörte, hinzu: „Du glaubst nicht, wie versteckt und lügenhaft sie ist; Du solltest ihr den Kopf nicht halten.“

Er antwortete nichts darauf, sondern legte sich von den Speisen vor und begann zu essen. Die Frau aber setzte sich schmeichelnd zu ihm und goß ihm reichlich Wein ein, den sie selbst nicht verschmähte, bis er endlich gesättigt nun weitläufiger zu erzählen begann, wie er seinen Oheim gefunden und was er mit ihm gesprochen hatte. —

Der Eine muß sich an einem leichten Stich verbluten, bei einem Andern schließt sich die tiefste Wunde von selbst. Gerade so räthselhaft und ungleich ist das moralische Urtheil der Welt. Diesen vernichtet in den Augen der Menschen ein kleiner Fehler ohne Grund,

jenem decken dieselben Menschen ohne Grund die Sünden eines verworfenen, verlornen Gemüthes milde und verzeihend wieder und wieder zu.

Zu denen, welchen Alles vergeben wird, gehörte auch der Schloßherr von Leuthra. Seit seinen ersten Pagenjahren an dem stillen Grätzer Hofe, seit seiner Studienzeit zu Wittenberg war es Gewohnheit geworden, ihn zu loben und Großes von ihm zu erwarten. Dies dauerte auch jetzt fort, obschon er länger als zehn Jahre fast thatlos auf seinem Schlosse saß; auch jetzt noch wagte Niemand ihn zu tadeln als seine eigene Frau.

Der Reichthum des Hauses mochte mit zu dem milden Urtheil beigetragen haben; aber dieser Reichthum war seit Jahr und Tag zerronnen; ein Dorf, ein Vorwerk nach dem andern waren verpfändet und verkauft worden und selbst die Einkünfte des unmittelbaren Schloßgutes gehörten zum größten Theil den Gläubigern. Dennoch bedauerte man den Schloßherrn, weil das Unheil des Krieges dreifach über ihn gefallen war; kein Mensch wollte wissen, daß eben so viele Dörfer im Schmelztiegel des Herrn von Leuthra und in den Brabanter Spitzen der Frau aufgegangen waren, als unter dem Feuerbrand der Feinde. Nachbarn und Freunde sahen es nach, daß es auch jetzt im Schlosse hoch herging, wie in der besten Zeit; sie ent-

schuldigten die Frau, um welche früher Fürsten gefreit, daß sie sich nicht gleich in ein beschränktes Leben finden konnte, und über seine Alchymie sind die Akten gerade des höchsten Lobes voll. Man pries ihn in der ganzen Umgegend, weil er alle Kenntnisse der damaligen Medizin und Chemie gesammelt hatte und, durch ein treffliches Gedächtniß unterstützt, über diese seine Schätze jeden Augenblick gebieten konnte. Fehlte doch derselbe mächtige Grundbesitzer, der Nächte lang in seinem Laboratorium studirte, bei keinem fröhlichen Gelage, und vergaß er doch, wenn man im Saale bankettirte, die armen Kranken nie, welche er im Schlosse aufgenommen hatte und von ihren Gebresten heilte.

Selbst das Schweigen, in welches er sich zumeist hüllte, wenn er unter lärmenden Genossen saß, wurde ihm zum Vortheil als tiefes Sinnen ausgelegt und jedes Wort, was er dann sprach, doppelt als Verdienst zugerechnet, schon darum, weil er nie von einem Gegenstand redete, worin er sich nicht ganz den Andern überlegen wußte.

Dazu kam eine wohlgebaute Gestalt und eines jener Gesichter, die uns bestechen, weil sie die Einbildungskraft anregen, hinter den schönen Zügen eine schöne Seele zu suchen. Ein schwermüthiger Zug lag um den feingeschnittenen, zuckenden Mund, die vorgebeugte Stirn war ruhig und klar, die Haut zart und

doch männlich gebräunt, das schwarze Haar fiel schlicht über die tiefen Schläfe. Wie ein Zauberer saß er zwischen den breiten Gestalten und gerötheten, bärtigen Gesichtern seiner Freundschaft, von welcher sich ihm doch Keiner zu nahe wagte, weil sein Jähzorn auflodern konnte, wie sengend Feuer; vielmehr dankte es ihm Jeder, daß er seine Ueberlegenheit nie fühlen ließ und sich fast immer beherrschte. Wie stolz er sein mochte, er wurde um seiner Bescheidenheit willen stets bewundert.

Keiner der Nachbarn, die in dem gastfreien Hause verkehrten, sah scharf genug, um die unsichtbare Last zu erkennen, welche Herr von Leuthra auf den gebeugten Schultern trug, und doch war sie schwer genug, die Entwicklung eines reichen Geistes zu hemmen und durch ihren steten Druck das Leben seines Innern nach und nach zu verlöschen. Es war ein herrliches Gebäude, aber ausgebrannt. Nur der Verstand war thätig und suchte das zu ordnen und zu schlichten, was sicher und klar nur entschieden wird, wenn das Gemüth spricht.

Er selbst wußte freilich wohl, was ihn drückte; er fuhr aber in Wuth gegen sich selbst auf, wenn er daran denken mußte; denn so groß war sein Stolz, daß er sein eigen Fleisch und Blut hassen konnte, wenn es ihm die Wahrheit aufdrängte. Er wußte

wohl, daß Frau Kathrina der Vampyr war, der ihm sein edelstes Leben aussaugte, aber weil sie seine Frau, weil sie ein Theil von ihm hieß, wollte er nicht sehen, was er mit Händen greifen konnte, und verlor durch die Gewohnheit des Verneinens immer mehr die Kraft, Böses und Gutes zu unterscheiden.

Und doch liebte er dieses Weib nicht; er lebte im stillen Krieg mit ihrem ganzen Wesen, das ihm allenthalben widersprach, und doch unterlag er in jedem Kampfe vor ihrer Kühnheit, Schönheit und Leidenschaft. Weil er nicht lassen konnte, was er doch verachtete, wurde er dessen Sclave und ließ zuletzt ermattet die Dinge gehen, wie sie gehen wollten, jedem Anstoß folgend, welchen er von dem energischen Willen der Frau erhielt, glücklich allein in den Stunden, wo er einsam über seinen alchymistischen Versuchen brüten konnte.

Er wußte auch, daß sie über die Treue lachte, daß sie schon vor der Hochzeit mit andern und mit seinem eigenen Herzen Spiel getrieben; aber er glaubte nicht an ihre Untreue und haßte die Freunde, die ihn zuvor gewarnt hatten.

Er sah mit offenen Augen, wie seine Frau das kleine Mädchen, eine arme Anverwandte, mit Füßen trat und mitten im Ueberfluß frieren und hungern ließ: er selbst war gütig gegen das Kind und doch schützte er es nicht; denn es mußte einmal und alle-

mal wohl gethan sein, was Frau Kathrina that und wenn das gedrückte Gesinde seine Gerechtigkeit anrief, rief es den ungerechten Richter an.

Jetzt eben hatte Herr von Leuthra einige Wochen in Regensburg zugebracht, wo der Oheim, von welchem seine finanzielle Rettung abhing, als Kommandant der Kaiserlichen alle Macht in Händen hatte. Es war ihm auch geholfen worden und freier athmend, war er in sein Haus zurückgekehrt; sein Herz wurde bald fröhlich vom Wein und schwach unter den Liebkosungen der Gattin.

„Es war so öde, als Du fort warst," sagte sie schmeichlerisch; „aber die Hoffnung hat meine Stunden ausgefüllt. Ich sah Dich im Geiste wiederkehren, strahlend, leuchtend; das Glück sollte sich auch einmal an einen Würdigen ketten — und nun! — Du kommst abhängiger als zuvor und ich sehe kein Ende."

„Sage das nicht," entgegnete er gereizt; „freilich, ich wäre jetzt zehnmal so reich, wäre der Oheim dem Fieber erlegen; ich bringe aber auch so Gold genug mit, um jede Sorge von der Hofthür zu weisen. Es ist für Dich und mich vielleicht besser, daß der Oheim noch lebt; er liebt auch Dich, obschon er Dich nicht kennt."

Damit nahm er ein Kästchen hervor und drückte die Feder, daß ihr plötzlich ein Diadem von Edelstei-

nen funkelnd entgegenblitzte. „Das schickt er Dir auf Deine weiße Stirne!“ rief Herr von Leuthra und küßte die Gattin, welche schon die Hand ausgestreckt hatte und das Geschmeide gegen das Licht spielen ließ. Mit den Worten: „es ist ächt, es paßt für mich,“ legte sie das Geschenk sogleich an. Es trat eine Pause ein, dann sagte sie lächelnd: „Du hast mir ja aber noch gar nicht erzählt, wie der Oheim jetzt aussieht; Du hast ihn selbst seit zwanzig Jahren nicht gesehen, da ändert sich der Mensch.“

„Nun, gut sieht er aus,“ entgegnete der Schloßherr mit einem leichten Hohn um die Lippen, „es entgeht ihm kein Weiblein und er ist hübsch, wenn weiß und roth, blond und blau, groß und breit hübsch ist. Ich weiß freilich nicht, was die Leute an ihm finden. Die Stadt beugt sich vor ihm, wie vor einem König und doch kann er seinen Namen nicht richtig schreiben. Die Räthe des Kaisers und der Kaiser selbst sprechen von seiner Weisheit, und doch habe ich ihn den lieben langen Tag nichts thun sehen als spazierenreiten, trinken und lachen mit einem Schwarm platter Bursche, die ihm zu Hof dienen. Ich mußte freilich oft mitlachen und weiß eben so wenig warum, als warum ich dem Oheim doch gut bin. Auch bin ich's gar wohl zufrieden, daß ihn der Tod diesmal verschont hat; ich will mir lieber sein Gold schenken

lassen als seine Güter erben. Man ist jetzt wieder so katholisch in Wien, daß wir zur römischen Kirche zurückkehren müßten, um die böhmischen Güter des Oheims nur antreten zu können. Man kann seinen Gott aber doch nicht wechseln, wie einen Handschuh. Wie stände ich vor der Welt da?"

Lächelnd nahm die Schloßfrau das Diadem wieder ab und hielt es ihm hin, daß sein Auge den Glanz nicht aushalten konnte: „Diese Steine sind nicht lutherisch und nicht katholisch und doch betet sie diejenige Welt an, von der Du mir sprichst. Langweile mich nicht mit Wittenberger Schulreden. Vertrau nicht auf Gott allein; sieh selber zu, ob Deine Knechte am Thor wachsam sind und dann laß uns schlafen gehen."

Mißmuthig erhob sich der Schloßherr, seine Runde zu machen; sie selbst trat einstweilen in ihr Schlafgemach, schickte aber die Zofe weg, ohne ihre Dienste beim Auskleiden anzunehmen. Sinnend und nachdenklich stand sie am Fenster und starrte in das Dunkel hinaus: „Er liebt ihn, so sagt er, er haßt ihn aber; das ist die Wahrheit. Der Neid spukt in Deinem Herzen, guter Reinhard; Du kannst es nicht ertragen, daß Einer größer sei als Du; und der Oheim muß größer sein! Es gelingt ihm Alles, die Menschen gehorchen ihm, wenn er nur lächelt. O, warum bin

ich kein Mann? ich bin immer wach und nenne Alles beim rechten Namen!"

Hastig vollendete sie ihr Auskleiden und hauchte die Lampe aus, als sie von fern die Schritte ihres Gatten vernahm. —

Mit dieser Unterredung hatte das Gespräch über den Oheim ein für allemal ein Ende. Frau Kathrina, die weder im Träumen noch im Wachen je den einmal gefaßten Plan vergaß, kam mit ihrem Manne doch nie auf ein und denselben Gegenstand zurück, wenn ihr nicht eine neue Seite daran aufging.

Dennoch machte es sich schon in wenigen Wochen im ganzen Hause fühlbar, daß die Herrin eine andere Richtung eingeschlagen hatte, als früher. Sie ertrug jetzt ohne Murren die einsamen Stunden, wenn ihr Mann in seinem Laboratorium saß. Ohne daß es aufgefallen wäre, denn es geschah ohne Gewaltsamkeit und Zank, sah man neues Gesinde in Küche und Haus und hörte allenthalben lachende Stimmen der Knechte und Mägde, als ob es ihnen nirgends so gut ginge, wie hier. Selbst gegen die kleine Bertha war sie weniger hart, was sich aber nur darin äußerte, daß sie das Kind jetzt ganz unbeachtet sich selbst überließ und nicht darnach fragte, ob es am Heerdfeuer bei den

Mägden saß, oder mit andern Kindern Schlitten fuhr oder im Schnee sich tummelte.

Dies war das Einzige, was dem Schloßherrn auffiel. Als er aber eine Bemerkung darüber machte, entgegnete seine Frau sanft: „Ich glaubte in Deinem Sinne zu handeln, Du meintest ja selbst, das Kind müßte sich mehr im Freien bewegen und es bekömmt ihm auch gut.“ Er antwortete mit einer zärtlichen Umarmung, innerlich vergnügt, daß eine sorglosere Gegenwart so beruhigend und günstig auf seine Frau wirkte. Früher hatte sie sich um das Hauswesen nur insoweit bekümmert, als sie die Dienstboten zu unmäßiger Arbeit angetrieben hatte, wofür sie mit verbissenem Grimme gehaßt wurde. Jetzt nahm sie selbst an jedem Geschäfte Theil, sorgte hausmütterlich für gleichere Arbeit und Freude des Gesindes. Wenn aber ein Knecht stotternd seinen Dank sagte oder eine Magd ihr die Hand küßte für einen neuen warmen Rock, so pflegte sie oft zu wiederholen: „Ich danke Gott, daß ich es wieder kann; Ihr habt mir viel Wehe gethan, wenn Ihr mich sonst der Härte und des Geizes anklagtet. Das Kriegsunglück fiel ja schwerer auf uns, als Ihr nur Alle denken und wissen konntet, und Ihr klagtet mich an als karg im Ueberfluß, wenn ich oft nicht wußte, was des andern Tags aus uns werden sollte.“

Je sanfter aber die pflichtgetreue, fleißige Schloßfrau wurde, je fröhlicher das Gesinde lachte, je freier das verwaiste Kind und Herr von Leuthra selbst aufathmeten, um so trauriger schien sie selbst zu werden, wenn sie sich allein glaubte. Wider ihre Gewohnheit, jedem Gedanken, der ihr unbequem war, einmal scharf in's Auge zu sehen und ihn dann für immer abzuweisen, ging sie jetzt grübelnd in ihren Gemächern auf und nieder und zerarbeitete sich selbst im Traume mit dem quälenden Gedanken, daß sie ihre Pflicht gegen Gott und Menschen früher gar nicht, jetzt nicht genügend erfülle.

Sie klagte aber keinem Menschen, und ihr Mann, der sie endlich zu reden zwang, konnte sie auch nicht trösten und beruhigen. Er hatte sie seither für ebenso ungläubig und gleichgültig gehalten, wie er selbst war. Denn er kümmerte sich nur wenig um göttliche Dinge, sein erloschenes Gemüth konnte keine Erfahrung des Glaubens als einer belebenden Kraft machen; er sah in der Religion nur einen Vorwand zu Leidenschaft, Krieg und Raub, gut genug, um den Weibern eine müßige Stunde auszufüllen und den armen Mann im Zaume zu halten. Sein Gott war der Zusammenhang der Naturkräfte, über welche er grübelte; sein Götze aber der Genuß. Darum lebte er auch in stetem Unfrieden mit seinem eigenen Idol, weil er nicht

Alles genießen konnte, und sah in jeder Entsagung nur ein Unrecht, das ihm von einem neidischen Geschick angethan werde.

Dennoch war er von seiner Jugend her taktfest in der Wittenberger Schule und machte deren Spitzfindigkeiten und Kontroversen, wie wenig er daran inneren Antheil nahm, Andern gegenüber gern geltend, um sich in eigenem eiteln Scharfsinn zu wiegen. Damit aber konnte er jetzt gegen die glühende Phantasie Kathrina's nicht aufkommen, sie brachte seinen Scharfsinn zum Verstummen und ließ ihm selbst die Waffe des Spottes nicht mehr. Freilich sah er es nicht, wie sie ihm lächelnd nachschaute, wenn sie ihn gezwungen hatte, stundenlang von seinen Lieblingsbüchern wegzubleiben und sich vergeblich anzustrengen, um ihre Phantasieen aus dem Felde zu schlagen. Er war zuletzt froh, daß ihm die Geistlichen, welche seit Jahren das Schloß nicht betreten hatten, dieses Geschäft abnahmen, und äußerte keinen Spott, wenn Frau Kathrina die schwarzen Herren aufnahm wie Könige und Fürsten und ihnen demuthsvoll beichtete, wie viel sie für gut fand und für hinreichend, daß ihr Ruf als einer frommen Wiederbekehrten durch die ganze Gegend erscholl und alles schlimme Gerede überklang.

Uebrigens hatte der Schloßherr nicht Unrecht gehabt, wenn er hoffte, die selbstquälerische Stimmung

seiner Frau habe körperliche Ursachen und werde mit dem Frühling schwinden, wenn die Lüfte sanft und das Thal nur erst grün sei.

Es war so gekommen. Mit den ersten Maientagen kehrte die gesunde Farbe auf ihren Wangen wieder; sie lächelte und scherzte und herrschte im Haus, bis jede Thürklinke blank, jeder Vorhang vom Staube befreit war. Sie pflegte auch jetzt der lang vernachlässigten eigenen Schönheit wieder und wählte ihren Anzug prächtiger und sorgfältiger.

„Ich kann Gott nicht genug danken,“ sagte sie zu ihrem Manne, der bewundernd vor ihr stand, „daß er meine Seele abgeklärt hat; seither ist mir auch das Haus dieser Seele wieder lieb, daß es rein und ohne Flecken sei.“

„Auch mich erfreut es zwiefach,“ entgegnete er; „Du bist schön, wie an unserem Hochzeitmorgen; ich habe also dem Oheim nicht zu viel gesagt; eben erhalte ich einen Boten, daß er am zehnten dieses Monats eintrifft.“

„Da hättest Du freilich eine kranke Frau nicht brauchen können; aber nun wird es wohl gehen,“ meinte sie, indem sie sich an seinen Arm hing. „Laß uns in's Freie hinaus, damit wir bereden, wie wir dem guten Manne Alles am bequemsten einrichten; er soll mich nicht für eine schlechte Hausfrau halten.“

An dem bestimmten Tage, wo die Ankunft des Oheims erwartet wurde, war der Schloßherr gleich nach Mittag weggeritten, um den geehrten Gast einzuholen; Frau Kathrina aber hatte, sobald er aus dem Gesichte war, den Knechten befohlen, die äußere Zugbrücke aufzuziehen, als ängstigte sie sich so allein zu warten, in der That aber, um sich von dem ersten Anblick und Eindruck eines Mannes, welchen sie noch nicht kannte, nicht überraschen zu lassen. Sie konnte vom Thorthurme aus, ohne selbst gesehen zu werden, den Ankömmling genau beobachten, weil immer einige Zeit vergehen mußte, bevor die Brücke niedergelassen war.

Sie traf dann noch einige Einrichtungen im Innern des Hauses und erschien bei Zeiten, gefolgt von Bertha, welche ihr den Stickrahmen nachtrug, wieder auf der Zinne. Dort setzte sie sich mit ihrer gewöhnlichen Ruhe emsig an die Arbeit, ohne jedoch den Weg, welcher über die Hochebene führt, aus dem Auge zu lassen.

Die Sonne ging fast zu Rüste, bevor die Erwarteten in ruhigem Schritte aus dem Walde hervorkamen, beim Anblick des Schlosses aber rascher heranritten und die Pferde erst scharf am Graben parirten.

Der Schloßherr machte eine unmuthige Bewegung über das unerwartete Hinderniß, der ritterliche Oheim aber ließ sein durchdringendes blaues Auge alsbald

in die Höhe schweifen und sagte mit einem Lachen, welches wie ein Strahl über das männliche Antlitz hinglitt: „Du hast eine kluge Hausfrau, Reinhard, sie sieht sich ihre Gäste erst an, ehe sie dieselben einläßt. — „Ich bitte Euch," rief er hinüber und ließ sein Pferd courbettiren; „ich bitte Euch, schöne Herrin, laßt doch einen nachgeborenen Sohn dieses Hauses in die Burg seiner Väter ein; er kommt in Frieden und Treue."

„Dies ist ein edler Falke und schwer zu zähmen," sagte Frau Kathrina zu sich selbst und warf noch einen Blick des Wohlgefallens auf den schönen Mann; „doch ist mir noch Keiner entgangen, auf den ich es ernstlich angelegt. Hier gilt es muthig sein, Hammer oder Ambos!"

Sie winkte den Knechten, niederzulassen und schwang sich selbst auf den Mauerkranz des hohen Thurmes. Der Abendschein floß über ihr Gesicht, der wehende Wind flatterte in ihren Gewändern und zeichnete die schlanke Gestalt unter dem dunkeln seidenen Kleide: „Wenn Ihr ein Zauberer seid, Oheim," rief sie hinüber, „und durch die Mauern schaut, so werdet Ihr ja wohl auch in meinem Herzen lesen, mit wie viel Liebe und Demuth ich Euch empfange."

Der Angeredete neigte sich, daß die Feder auf seinem Hut den Kopf des Pferdes fast berührte und

sagte leise zu Reinhard, der sich über die tollkühne Stellung seiner Frau ärgerte und ängstigte: „Deine Hausfrau hat eine eigene Art von Demuth; aber sie ist schön wie Juno; wir werden gute Freunde sein.“

Die Zugbrücke war niedergefallen und die Männer ritten langsam ein. Der Oheim schaute ernst, aber fest und klar in die Tiefe, dann hielt er das Pferd an und sagte, mehr zu sich selbst: „Ueber diese Brücke bin ich vor fünfundzwanzig Jahren in die Welt gezogen, die mir ganz gehörte, weil ich nichts von ihr besaß. — Ich denke aber doch, ich habe einen schönen Weg gemacht und kann vor das Bild des Vaters treten ohne Schaam. — Meinst Du nicht auch, Reinhard?“

Der Angeredete schien die Frage zu überhören; er blickte nochmals zu dem Oheim auf, als sollte sie dieser wiederholen. Keine Miene zuckte dabei in dem bleichen glatten Gesicht, aber im Herzen lag ein Schatten. Der Schloßherr kam sich klein, ganz klein vor neben dem Manne, der arm ausgezogen war, um damals den Neffen reich werden zu lassen, und der jetzt den Glanz des Hauses vergoldete, den der Neffe getrübt hatte.

Allein auch der Commandant wiederholte seine Betrachtung nicht; er mochte fühlen, daß sein leicht verzeihlicher Stolz den Stolz des Andern demüthige;

er schwang sich daher vom Pferde und küßte die Schloßfrau, die ihn am Thorweg erwartete, auf die Stirn: „Ich bin nur ein schwacher Mann," sagte er; „die Schönheit macht mich immer zu ihrem Sklaven."

Er bot der Schloßfrau den Arm, sie stutzte aber, als ob sie erschräke; freundlich sagte er: „Es ist nicht selten, daß schöne Menschen einen körperlichen Mangel an Andern nicht ertragen können. Kathrine scheut sich, meinen rechten Arm zu nehmen, weil mir der linke fehlt. Er liegt bei Wien begraben, und wenn ich im Schloß meiner Väter sterbe und einstens auferstehen soll, so muß ich einen weiten Gang thun, dieses Stückes wieder habhaft zu werden. Erröthe nicht, mein liebes Kind," sagte er bereits im Gehen zu seiner Wirthin, „man gewöhnt sich an Alles und wenn ich Dir doppelte Mühe der Pflege mache, will ich Dich doppelt dafür lieben."

Unter freundlichem Gespräch kamen sie die Treppe herauf; er schaute neugierig in jeden Winkel des wohlbekannten Hauses und drückte dem Neffen gerührt die Hand, als dieser das Eckzimmer neben dem großen Saale öffnete, welches zu seiner Aufnahme in Bereitschaft gesetzt war.

„Ihr wißt nicht, welche Freude Ihr mir gemacht habt, daß Ihr mir gerade dieses Gemach einräumt, wo die Träume meiner Jugend noch in den Blumen

der Tapeten flattern müssen; ich war hier so glücklich, so sehr glücklich." — „Wer ist das Kind?" — unterbrach er sich selbst, als er den schönen Kopf Bertha's bemerkte, welche neugierig durch die Thürspalte hereinschaute.

„Ein armes verlassenes Wesen ohne Mutter und Vater," sagte mit ihrer sanften Stimme die Schloßfrau; „aber sie hat einen Tropfen Bluts von meiner Familie in sich, darum habe ich sie zu mir genommen." — „Komm herein Bertha," rief sie, „küsse dem Oheim die Hand!" Sie zog das halbwiderstrebende Kind mit sanfter Gewalt herein.

Es weinte fast vor Verlegenheit; als aber der Oheim die Hand auf die reichen Haare des Kindes legte, fiel es ihm an die Brust und küßte seine Arme und sein Kleid.

„Das Kind verläugnet sein Blut nicht," sagte der Oheim scherzend und zog Bertha spielend an sich, ohne sie wieder fahren zu lassen, bis man sich bald trennte und ihn der Fürsorge seines Dieners überließ.

Als er sich allein sah, trat er einige Augenblicke an's Fenster und schaute befriedigt über die abendliche Gegend hin. Die Berge waren so klar und heiter, wie seine eigene Stirne, es war ihm wohl im Hause seines Vaters. Deshalb lächelte er nur, als er, während ihn der Diener umkleidete, auf dem Flur die

Stimme seiner Nichte vernahm, welche in hartem Tone zu Bertha sagte: „Du wirst nie Lebensart lernen; ein Mädchen von fünfzehn Jahren küßt einen Mann nicht wie eine tolle Amsel.“

„Es kann ja nicht Alles Gold sein, was glänzt,“ sagte der Oheim unwillkürlich vor sich hin. —

Schon eine Woche nach Ankunft des Gastes hatte das Leben auf Schloß Leuthra eine ganz andere Gestalt angenommen.

Der Oheim konnte nicht leben, wenn sich nicht viele fröhliche Menschen um ihn drängten oder eine geregelte schaffende Thätigkeit um ihn lebendig war. So kam es denn, daß er schon des dritten Tages Maurer und Bauleute zusammengerufen hatte, um Alles, was schadhaft geworden war an Ställen und Scheunen, Mauern und Dächern herstellen zu lassen. Damit nicht zufrieden, rief er, sobald dies angeordnet war, den verschlossenen, halbwiderstrebenden Neffen aus seinem Laboratorium ab und ging mit ihm die Akten und Verschreibungen durch, welche sich auf den verschuldeten Zustand der Herrschaft Leuthra bezogen.

Der Schloßherr war zwar in seinem früheren Bericht über den Oheim ihm nicht zu nahe getreten, wenn er von ihm aussagte, er könne nicht oder kaum schreiben: dies wurde ihm allerdings schwer genug; um so schärfer durchschaute er im Augenblick eine Sach-

lage und rief erstaunt, schon nach wenigen Unterredungen aus: „Aber Reinhard, warum Du Dich grämst und verzweifeln willst, das kann ich nicht einsehen. Es bedarf ja nur einer verhältnißmäßig kleinen Nachhülfe mit baarem Geld und einiger Vergleiche, wodurch Du Dich zugleich von einzelnen unnützen und theuern Grundstücken befreist, so bist Du gesichert und Deine Kindeskinder mit. Da habe ich es mir ganz anders gedacht nach Deinen Reden. Du bist ja ein reicher Mann, Reinhard, und meine Hülfe wird gar nicht nöthig sein! O Ihr gelehrten Herren, wo bleibt Euer Mutterwitz? Nein, nein!" er ließ sich von dem Neffen nicht unterbrechen, der ihm antworten wollte, „unter uns gesagt, Du bist ein Narr, Reinhard, laß mir zwei Monate Zeit und eines schönen Morgens will ich Dich als einen wohlrangirten reichen Herrn begrüßen. Glaube mir, ich verstehe das Goldmachen besser, als Du vor Deinen Tiegeln; ich fürchte, diese sind Dein theuerster Spaß! — Doch am Ende hat Jeder sein Steckenpferd; Du Deines, ich das Meinige. Also laborire nur zu und schicke mir Deine Frau her; sie hat mehr Sinn für Mein und Dein als Du und kann mir die Feder führen."

Frau Kathrina verstand es in der That besser, als ihr Mann, dem Oheim an die Hand zu gehen, weil sie sich ruhig Zeit nahm, Alles zu überlegen und

Allem seinen Raum zu lassen; weil sie das Silber wegwarf, wenn sie dafür Edelsteine aufheben konnte.

Wenn sich das Haus auch nach und nach mit Gästen füllte, wenn ringsum Zimmermann und Steinmetz hämmerten und pochten, wenn der Saal den ganzen Tag nicht leer wurde von zechenden Nachbarn und Jägern, deren fröhlichster der Oheim war, so fand er doch immer die rechte Zeit zu den Geschäften und half kleinen Stockungen entschieden und energisch nach.

Es war ihm Alles dazu günstig, ein herrlicher Sommer weckte alle Hoffnungen, kein Feind störte die Gegend und der Juli war noch nicht zu Ende, als das Verhältniß im Wesentlichen geordnet und Jedermann im Hause in seiner Weise zufrieden war.

Darüber wurde der Oheim gar sehr guter Dinge und schob den Gedanken an seine Abreise immer weiter hinaus. Er, der immer unter Fremden ein glänzendes, aber stürmisches und theilnahmloses Leben geführt hatte, empfand zum erstenmal, wie süß es thut, wenn eine sorgsame Hand uns umgiebt, ließ sich recht mit Absicht in ein behagliches Leben einlullen und verschleierte sich seine eigene Menschenkenntniß. Es war ihm bequem, daß die schöne Kathrina ihn und seine Eigenheiten und kleinen Wünsche nie aus den Augen ließ; er mochte sich auch einmal verzärteln lassen. Wenn er auch sah, daß das Herz seiner Verwandten

nicht in allen Kammern licht war, wenn er auch durchschaute, daß die Schloßfrau keinen Finger bewegte ohne Absicht, so lachte er doch darüber; er schlief ja mit offenen Augen und wußte, daß er sich jeden Augenblick aufrichten konnte, wie viele Netze und Stricke Delila auch über ihn warf. Daneben hielt er die Schloßfrau nicht für schlimmer, als andere Frauen; sein Leben hatte ihn die Hochschätzung der Frauen mehr verlernen lassen, als sich mit vollendeter Menschenkenntniß verträgt. „Und für mich ist sie jedenfalls besser, als jede Andere," dachte er; „was sie auch Absichtliches haben mag, sie muß mit mir doch Einen Weg gehen. Wenn sie mich einmal einscharren, kann ich doch Geld und Gut nicht mit mir nehmen, und wenn ich es durch sie doppelt genieße, so lange mir das Licht scheint und Gott Mars mir gnädig ist, ist auch nur billig, daß sie es mitgenieße....."

Sorglos überließ er sich den weichen Wellen des Behagens, besonders seit er dem Neffen die Güter des Hauses gerettet hatte, wenn er schon oft verstimmt sein wollte, weil er unbegreiflich fand, daß der Neffe durch die Güte eines Oheims und zweiten Vaters gedrückt sein konnte, da dieser doch mit freier Seele gegeben hatte. Allein auch darüber sprach er nicht, kaum mit sich selber; er wußte zu gut, daß man jedem

Menschen einen Grundfehler nachsehen muß und am besten thut, ihn darin zu schonen.

So war über diesem thätigen, fröhlichen Leben der August herangekommen. Jeder dachte, es werde nun immer so bleiben, weil Jeder in seiner Weise erreicht hatte, was im Augenblick wünschenswerth schien, als ein unbedeutender Zwischenfall plötzlich dieses bewegte Leben unterbrach.

Frau Kathrina hatte nämlich bei einem Hetzjagen im Vorüberreiten mit dem Fuße einen Baumstamm gestreift und sich den Knöchel so zerstaucht, daß sie zurückgetragen werden und gerade die ersten schönen Wochen der lustigen Jagdzeit in Schmerzen auf ihrem Lager zubringen mußte. Dies störte natürlich den Verkehr mit den Nachbarn vielfältig und zwang Frau Kathrina, wenn die Männer auf der Jagd waren, zu einer jetzt ungewohnten Einsamkeit.

Es lag ihr nie etwas daran sich selbst zu täuschen, und so sagte sie sich denn auch unverholen, wenn auch mit grimmigem Herzen, wie viel von dem bereits errungenen Boden sie jetzt aufgeben mußte, weil die Männer allein waren und, wie alle geneigt, sich leicht ersetzen zu lassen, was sie vermißten. Heftig preßte sie dann bei solchen Gedanken die heißen Augen in die Kissen und setzte ihre Selbstgeständnisse fort. Sie hatte den Oheim unterjochen wollen und

ward in ihrer Einsamkeit jetzt gewahr, wenn sie sich sehnte, daß er wiederkomme, wenn sie sich ängstigte, bis sie die Stimme hörte, daß sie selbst gebunden war. Sie mußte sich sagen, daß sie selig wäre, seine Magd, seine Sklavin zu sein.

Kathrina krümmte sich unter diesem stummen Geständniß. Bald haßte sie sich selbst, bald den Oheim, dann flüsterte ihr der böse Geist wieder Wünsche und Gedanken ins Ohr, die ihrem Manne hätten ins tiefste Leben greifen müssen. — Sie war wie im Fieber und die düstere Entschlossenheit, von welcher ein froher thätiger Sommer ihre Seele befreit hatte, nahm wieder doppelt von ihrem Gemüthe Besitz.

„Er oder Er; es giebt keinen Mittelweg! — sagte sie zu sich selbst, indem sie sich im Bette aufrichtete und auf beide Arme stützte. „Es geschieht, was geschehen muß, das Wie wird sich zeigen.“

Sie wollte offenbar mit ihren Gedanken nicht länger allein sein, denn sie klingelte heftig und rief, als die Zofe erschien: „Zünde die Kronleuchter an und schicke mir Bertha!“

„Bertha ist mit dem gnädigen Herrn ausgeritten!“

„Mit meinem Manne?“ fragte die Herrin weiter in ihrer ruhigen Weise, aber ihre Oberlippe zuckte.

„Nein mit dem Herrn Kommandanten; er hat ihr einen kleinen Schimmel geschenkt und lachte, daß der Hof dröhnte, weil sich Bertha eben so muthig als ungeschickt aufsetzte; ich glaube gar, sie wollte rittlings sitzen wie ein Knabe.“

„Es ist gut!“ — antwortete Kathrina; „da werden sie bald zu Hause kommen.“ Ihr Gesicht war regungslos, aber jede Fiber in dem Haupte angespannt, als sie endlich zu sich selbst sagte: „Es ist die höchste Zeit!“ —

Die Welt würde den Bösen gehören, wenn sie nicht unter dem Fluche stünden, bei allen Plänen doch eine Hauptsache vergessen zu müssen. So hatte auch Frau Kathrina das Kind außer Acht gelassen, weil dasselbe, frühzeitig gequält, deshalb frühzeitig listig, sich ganz zur Seite gestellt hatte. Es ließ sich nicht blicken seit der Oheim da war, und wenn es im Hofe spielte, und die Schloßfrau nur von Weitem mit dem Gaste kommen sah, drückte es sich in eine Ecke, scheu und verstohlen, oder jagte, wenn es sich bemerkt glaubte, über Mauern und Gebälk weg. Bertha ahnte nur zu genau, daß es um ihre Freiheit geschehen sei, wenn sie sich dem Oheim nahte; um so aufmerksamer sandte sie die scharfen Augen von fern herüber und huschte Trepp auf Trepp ab im Hause umher, horchend und spähend, aber verschlossen selbst gegen die Zofe,

mit welcher sie seither Tisch und Kammer getheilt hatte. Am liebsten aber lief sie schon am hellen Morgen mit Knechten und Mägden aufs Feld hinaus, ohne jedoch Hand an eine ländliche Arbeit zu legen. Sie trieb sich immer nur kurze Zeit auf den Wiesen oder Kornfeldern umher; dann war sie plötzlich verschwunden und eilte flüchtigen Fußes durch den weiten Wald, fröhlich singend, sobald sie sich allein im tiefsten Dickicht wußte. Dann war es auch kein Zufall mehr, wenn Bertha dem Oheim, der oft allein von der Jagd heimkehrte oder auf die Jagd ging, begegnete und ihm eine schöne Blume oder einen Büschel Erdbeeren schenkte. Doch ließ sie sich nie von ihm halten und am allerwenigsten bewegen, mit ihm zurück zu gehen. Den Grund dieser Weigerung konnte er aber nicht durchschauen, denn allen Fragen setzte das Kind sein verstocktes Schweigen entgegen; nur einmal sagte es ganz leise: „Die Freifrau schilt.“

Sei es aber Zufall oder Absicht und Vorliebe für das scheue Kind, welches sich nur ihm anzuschließen schien, der Oheim hatte nie von seinem öfteren Zusammentreffen mit Bertha gesprochen, ja sich eher unwillig über den verstockten Sinn des Kindes, das sich nur auf Befehl näherte, ausgesprochen. Dies Alles aber hatte Frau Kathrina sicher gemacht, daß ihr nicht eingefallen war, das Kind, welches sie nicht leiden

konnte, zu Hause an ihrem Krankenlager fest zu halten.

Seit aber Bertha wußte, daß die Schloßfrau an ihr Lager gefesselt war, floh sie vor dem Oheim nicht mehr, wenn er in den Hof kam, nach den Ställen oder Bauleuten zu sehen, oder wenn er auf die Jagd ritt. Sie ließ ihn nicht außer Augen und ging ruhig, wenn er nur winkte, neben ihm her in den Wald, oder setzte sich ihm, wenn er unter der großen Linde im Hof saß, auf dem platten Boden zusammengekauert gegenüber und schaute ihn mit großen Augen unverwandt an.

Der Oheim ergötzte sich an diesem anhänglichen Schweigen, noch mehr aber an der tollkühnen wilden Weise, womit ihm das Kind über Stock und Stein, Wasser und Gräben wie ein Windspiel folgte, wenn er ausritt und, wenn sie nur weit genug weg waren, unablässig zu ihm empor sprach und alle Gäste, welche im Schlosse ein und ausgingen, in allen ihren Eigenheiten schilderte. Der Blick Bertha's war dann so überlegen, das Gesicht sprühend von Geist und Leben, die kleine zarte Gestalt schien zu wachsen, daß der Oheim oft das Pferd anhielt und verwundert auf die Schönheit niederblickte, welche so verborgen und kümmerlich aufblühen mußte. Dann wurde sie aber gewöhnlich wieder scheu und verstummte.

Dieses Verstummen trat überhaupt ein bei jeder Frage, welche ihr unbequem war, und es bedurfte der ganzen Welterfahrung des älteren Mannes, um Bertha zu überraschen, daß sie auch nur das leiseste Urtheil über Frau Kathrina oder ihren Mann aussprach. Nur einmal, als sie zufällig im Walde auf den Schloßherrn stießen und dieser das Kind wegen seines vom Winde aufgelösten Haares getadelt hatte, sagte das Mädchen, als sie mit dem Oheim wieder allein war: „Wenn ich doch in die weite Welt rennen könnte; denn er ist noch böser als sie.“

Diese herausgestoßenen Worte verfehlten ihren Eindruck nicht und verknüpften sich in der Seele des Oheims unwillkürlich mit Gedanken der Heimkehr, weil er den heiteren Eindruck der verflossenen Monate für's Leben behalten wollte und doch wohl durchschaute, daß mit ihm unter einem Dache Leidenschaften wohnten, welche früher oder später hervorbrechen und das Behagen in Bitterkeit kehren mußten. Zwar dachte er gelegentlich des Abends im Zauberkreis seiner schönen Nichte anders als des Morgens im einsamen Wald; aber die Trennung schien ihm kein Unglück mehr und der Kaiser, dem er sein Glück verdankte, trat lebendiger vor seine Seele, weil der Krieg von Neuem in schweren Gewitterwolken gegen Böhmen heranzog.

Der Kreis seiner Thätigkeit, seit die Angelegenheiten seines Hauses geordnet waren, schien ihm jetzt plötzlich zu klein: er fühlte sich launenhaft und sein sorgloses Behagen beschämt durch die Energie des Mädchens, und die Klarheit, mit welcher sie gegen die Leidenschaften im Schlosse sich schützte.

Darum war er doppelt unzufrieden mit sich selbst, als er an dem Abend, wo er sich an den ersten Reiterkünsten Bertha's ergötzt hatte, stumm und einsylbig nach dem Schlosse zurückritt. Halblaut sprach er vor sich hin in plötzlichem Entschluß: „Es ist Zeit; ich muß gehen!"

„Wenn ihr reisen wollt, so sagt es am Morgen und thut es am Mittag!" sagte Bertha und lenkte ihr Pferd näher heran, als wollte sie noch mehr sagen. Sie verstummte aber und zum erstenmal sah er Thränen in ihren Augen. „Wie meinst Du das?" sagte der Ritter; er hielt an und schlug sein Auge groß und herrisch wider das Mädchen auf.

Sie erschrak und brach nun in einen Thränenstrom aus, daß sie vor Schluchzen kaum die Worte herausbringen konnte: „ich weiß oft nicht, was ich sage, aber ich habe Angst, wenn Ihr bleibt, und Angst, wenn Ihr geht."

Weiter war von dem Kinde nichts zu erfahren; es mußte aber doch ein Stachel im Gemüthe des

Oheims zurückgeblieben sein, denn als er in den Saal eintrat, wo Kathrina, gestützt auf ihren Mann, ihm einige Schritte entgegenzutreten suchte, sagte er nichts von seinem festen Entschlusse, zu reisen, und beobachtete seine Verwandten während des Abendessens schärfer als sonst. Er fand indeß nicht den geringsten Mißton, und war geneigt, dem Mädchen Unrecht zu geben, welches sich Frau Kathrina heute außergewöhnlicherweise rufen ließ, um sich erzählen zu lassen, wie der erste Spazierritt abgelaufen.

„Du hast heute einen Glückstag, Bertha, der alle Deine Wünsche erfüllt," sagte endlich der Schloßherr mit einem lächelnden Blick auf seine Frau. „Der Oheim macht Dich beritten, da ist nicht mehr als billig, daß wir auch Deine Kinderschuhe in den Schrank schließen. Du sollst jetzt von meiner Frau lernen, was es heißt, ein junges Fräulein von Adel sein, Du wirst jetzt an unserem Tische essen und sollst Dein eigenes Gemach haben. Du liebst die Eckstube im zweiten Stock ja so sehr; sie soll Dein sein. — Das einsame Rennen durch Wald und Thal wird freilich nun aufhören, aber ein Kind thut, was kindisch ist; ein Mädchen, was sich für eine Jungfrau schickt."

„Ja und Du wirst Dich jetzt auch pünktlicher kleiden," fuhr Frau Kathrina fort, „auch dafür habe

ich gesorgt." — Sie unterbrach sich; ihr Fuß schien zu schmerzen. — „Nein," fuhr sie fort, während das Mädchen stumm dasaß: „nein, danke mir jetzt nicht, hilf mir lieber mein Lager zu erreichen."

Gestützt auf Bertha erreichte sie ihre Kissen und legte sich erschöpft nieder, ohne weiteren Antheil an dem Gespräche der Männer zu nehmen, welches immer fröhlicher wurde und spät in die Nacht hinein dauerte. Auch Bertha setzte sich, als die Schloßfrau ihre Hand losgelassen hatte, stumm und bleich in eine Fensternische, fand aber doch noch Gelegenheit, als die Männer endlich aufbrachen, dem Oheim zuzuflüstern: „Um Gotteswillen verlaßt mich nicht; jetzt weniger als zuvor." — „Nie, mein gutes Kind!" antwortete er freundlich und drückte die Thüre seines Gemaches sanft hinter sich zu.

Bertha erwartete ein Ungewitter; es erfolgte aber das Gegentheil, die Schloßfrau entließ sie freundlicher als sonst und küßte sie sogar auf die Stirne: „Gute Nacht, Fräulein," sagte sie lächelnd, „Du kannst schon heute in Deinem neuen Gemach schlafen: ich habe diesen Nachmittag Alles vorrichten lassen. Du fürchtest Dich doch nicht; so allein im zweiten Stock? Man muß sich daran gewöhnen!" —

„Ich fürchte mich nicht!" entgegnete Bertha und

suchte eilends die Thüre zu gewinnen; sie konnte ihrer Thränen nicht länger mehr Herr werden.

Es war in der That schon lange Bertha's Wunsch gewesen, das Zimmer, welches ihr jetzt eingeräumt wurde, zu besitzen, weil es einen Zugang zu dem einen Erkerthurm hatte, welcher gerade über dem Abgrund hing und in eine Plattform endigte, von der man wie aus einem Adlerneste die ganze Gegend überschaute.

Heute konnte sie aber noch nicht zum Genusse ihrer Freude kommen. Sie eilte die breiten Steintreppen empor, riß die Thür des Gemaches auf und schob heftig den Riegel zu, als wär ein böser Geist hinter ihr. Dann warf sie sich zuerst angekleidet auf ihr Lager und weinte bitterlich. Ihr bisher unbeachtetes, verkümmertes Leben kam ihr jetzt wie ein Paradies vor, woraus man sie verjagt hatte. Ernstlich und bittend schaute sie zu dem Monde empor, der durch die kleinen runden Scheiben brach und folgte dem lockenden Scheine, indem sie versuchte, die schmale Thür zu öffnen, welche nach der Plattform führte. Sie stieg empor und setzte sich nieder. Hier war ihr wohler, hierher konnte sie jetzt immer flüchten, weil Wald und Thal verschlossen waren, hier konnte sie Niemand um ihre Thränen und Gedanken anklagen.

Sie bog sich weit über die Brüstung und sah mit entschlossenem Auge in die Tiefe. Ihre Em-

pfindungen wurden aber bald unterbrochen und ihr Auge blieb auf Einem Gegenstand haften.

Der Oheim hatte noch Licht und ging in seinem Zimmer unter ihr auf und nieder; sie sah seinen Schatten deutlich, wenn er rückkehrend dem Fenster wieder nahe kam. Unverwandt sah sie hin.

Als aber endlich das Licht unten erlosch, stieß sie einen leisen Schrei aus, wie Jemand, dem unerwartet ein Gedanke der Rettung kommt.

Niemand konnte sie hören, und doch zog sie die Schuhe ab, und stieg langsam, daß sie den eigenen Tritt nicht hörte, die schmale Wendeltreppe hinab. In ihrem Zimmer sah sie noch einmal sorgfältig zu, ob auch alle Riegel an der Eingangsthür richtig geschlossen waren, und trat dann, ihre kleine Ampel in der Hand, wieder in den Thurm heraus.

Einen Augenblick stand sie unentschlossen und schaute sich nach ihrem eigenen Schatten um, dann huschte sie, statt emporzusteigen, noch tiefer die Wendeltreppe hinab, die noch bis in den ersten Stock vor das Gemach des Oheims führte.

Vor dieser Pforte blieb sie stehen und legte horchend das Ohr an die Spalten. Sie vernahm aber nichts, als das ruhige gleichmäßige Athmen eines gesunden Schläfers.

Doch blieb sie lange stehen. Sie hörte die Thurmuhr schlagen und wieder schlagen, immer gab sie noch eine halbe Stunde zu, als müßte sie ein Wunder erwarten. Sie dürstete. Aber erst als die Lampe erlosch, weil der letzte Tropfen Oel verzehrt war, stieg sie empor, nicht ohne auf jeder Stufe stehen zu bleiben und zu horchen. Es rührte sich nichts und doch sank sie selig und befriedigt auf ihr Lager und dem Schlaf der Jugend in die Arme.

Als sie am Morgenlicht erwachte, war ihr erster Gang die Thurmtreppe hinab, als wollte sie sich vergewissern, daß sie nicht geträumt hatte. Der Oheim mußte schon aufgestanden sein, denn sie hörte ihn erst das Fenster öffnen und bald darauf mit seinem Diener reden. Sie verstand fast jedes Wort und trat erst, als sie mußte, den Rückweg an, immer noch scheu und lautlos, aber nicht weil sie den Gedanken gehabt hätte, daß es Unrecht sei zu horchen, sondern nur ängstlich, weil sie die Entdeckung fürchtete.

Sie kam sich einen Zoll größer vor und ihre Angst, was nun werden solle, war ganz vergessen, als sie endlich zu der Schloßfrau in den Saal trat und ihr die Hand küßte. Vielleicht zum Erstenmal that sie es ohne Groll und vermochte darum auch einige Stunden lang Frau Kathrina Alles so zu Dank zu

machen, daß selbst diese kein tadelndes Wort aussprach und in der besten Laune schien.

„Ich will versuchen,“ meinte die Schloßfrau, „heute meinen Dienst wieder anzutreten; es geht besser mit meinem Fuß. Die Sonne ist so warm heraufgekommen; ich will mich unter die Linde im Hofe tragen lassen und mich dazu schmücken wie zu einem Feste. Auch Du sollst Dich schmücken, Bertha; es kommen heut gewiß Gäste; halte Dich dann aber auch gerade und den Kopf hoch, daß es nicht aussieht, als ob ein Mädchen unseres Stammes den Kopf zwischen den Schultern trüge.“

Als dann nach einiger Zeit Frau Kathrina in ihrem hohen schwarzen Sammtkleide, das Diadem auf der blendend weißen Stirn, unter der rauschenden Linde saß und die frische Luft ihre Wangen leicht röthete, bückte sich auch der Oheim tiefer und küßte ihr zärtlicher als sonst die Hand, welche sie ihm freundlich ließ. Er schien Bertha kaum zu bemerken, welche halb versteckt hinter der Lehne des Stuhls stand, als schämte sie sich, in einem ungewohnten Schmuck gesehen zu werden. Am liebsten wäre sie davon geeilt und hätte sich in eine Ecke gesetzt, fernab von der fröhlichen Gesellschaft, welche noch durch einige besuchende Nachbarn vermehrt worden war.

Frau Kathrina mußte in dem Herzen des Mädchens lesen; denn plötzlich griff sie zurück und zog das Mädchen sachte und lächelnd in den Kreis herein, welcher um sie herumstand: „Ich muß der Gesellschaft heute ein neues Mitglied vorstellen, welches seit gestern aus der Kinderstube ausgeflogen ist. — Nicht wahr, Oheim, ich verstehe es? Sieht sie nicht schon heute ganz hübsch aus? — Ehe ein Jahr vergeht, soll sie eine Haltung haben, als ob sie von Kind auf am Hofe gelebt hätte.“

Das Mädchen wechselte alle Farben und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen; sie hörte und verstand alle die freundlichen Worte, die ihr zugeredet wurden, nicht, als stände sie auf dem Pranger und wären ihr alle ihre Fehler auf die Stirn geschrieben. Selbst die scherzenden Worte des Oheims, der zu der Schloßfrau sagte: „Kathrina, bringe mich nicht bald in die verlegene Wahl, daß ich nicht mehr weiß, ob ich die Rose oder die Knospe bewundern soll,“ klangen Bertha wie Hohn. Sie war froh, als endlich ein wirthschaftlicher Auftrag ihr die Erlaubniß verschaffte, sich zu entfernen. Frau Kathrina sah ihr lächelnd nach: „Eigentlich möchte das Kind jetzt vergnügt fortstürzen, wie ein Füllen, das man von der Kette läßt, und doch bezwingt es sich, langsam wegzugehen; wie doch Eine Stunde das Menschenkind ändern kann!“

Eifersucht und Haß füllten von nun an immer mehr das Herz Bertha's aus, gaben ihr aber auch Kraft, ein fröhliches Gesicht zu zeigen. Sie wünschte sich jetzt nichts weiter als ihre Gefangenschaft; sie folgte Frau Kathrina wie ein Schatten und verließ sie nur, wenn diese mit dem Oheim arbeitete. Aber dann flüchtete sich Bertha unter dem Vorwand, spazieren zu gehen, auf ihr Zimmer, und stellte sich auf der Thurmtreppe in ihren Hinterhalt. Mit der Unermüdlichkeit einer noch ungebrochenen weiblichen Seele ertrug sie die langweiligen Stunden, wo sie nur Geschäftssachen reden hörte, von welchen sie nichts verstand; sie horchte auf jede Steigerung der Stimme und ertrug lautlos, regungslos die Qual, wenn dazwischen der Oheim scherzend den Verstand oder die Anmuth Kathrina's pries. Nicht ein einzigesmal war Bertha versucht, die kleine Pforte aufzureißen und zu den Beiden einzutreten und doch konnte sie es, wenn sie nur wollte; sie hatte den Schlüssel dazu entwendet, als der Oheim einmal abwesend war und nährte sich jetzt in stillen Stunden an ihrer Sehnsucht und dem Bewußtsein, jeden Augenblick zu ihm herein und vor ihm niederstürzen zu können; sie kam sich jetzt geschützt vor gegen die ganze Welt.

So vergingen fast noch acht Tage gleichmäßig, ruhig; Bertha glaubte sich überzeugt, daß der Oheim

keine Leidenschaft für die Schloßfrau fühlte, sie kannte aber die letztere zu genau, um jemals nachlässiger zu wachen; sie wußte, daß der Augenblick nicht fern sei, wo Kathrina mit Einemmale alle Mittel des Verstandes, der Schönheit und der Leidenschaft anwenden würde, um die sorglose Seele des theuern Mannes zu überraschen.

Die Familie hatte auch heute wie gewöhnlich das Frühmahl gemeinsam eingenommen, Herr von Leuthra selbst war dann in sein Laboratorium gegangen; der Oheim und Kathrina wollten endlich ihre Geschäfte ganz zu Ende bringen; Bertha lauschte, doch vergeblich. Die Stimme der Schloßfrau blieb ruhig, die Antworten des Oheims wie immer klar und nur auf das Geschäft bezüglich.

Endlich hörte das Mädchen, wie der Oheim ein Buch kräftig zuschlug und freudig sagte: „Gott sei Dank, wir wären fertig und die Sache in Ordnung!“ —

Kathrina antwortete nichts; es trat eine Stille ein, die der Oheim unterbrach: „Deine Freude, liebe Kathrina, äußert sich nur sehr still. Du hast so getreulich mitgeholfen und nun am guten Ziele treten Dir die schweren Thränen in's Auge; was soll das bedeuten?“ —

Die Schloßfrau mußte sich erhoben haben, denn Bertha hörte ihr Kleid rauschen. Die wechselnden Empfindungen raubten dem Mädchen den Athem, doch drängte sie das Ohr noch näher an die Spalte, um kein Wort zu verlieren, als Kathrina anfänglich mit gebrochener Stimme rief: „Was nützt mir Geld und Gut, wenn die Krone im Staub liegt! O Du weißt nicht, was ich leide. — Ich liebe Reinhard nicht mehr; — er ist kein Mann; er hat alle Gaben des Mannes und doch ist er Keiner. — Ich liebe Dich — Du bist der Mann, der Herr; vor Dir kann ich niedersinken, Dich anbeten. Laß mich Deine Knie umfangen, Deine Magd sein, Deine Sklavin!“ —

Bertha hörte, wie sie vor ihm leidenschaftlich niederstürzte, weiter hörte sie nichts mehr; es wirbelte ihr im Sinn, aber aus den dunkeln Wolken, die sie überschatteten, daß es Nacht vor ihrem Auge wurde, blitzte Ein Gedanke, nur Ein Gedanke, aber hell genug. Sie stürzte die Treppe empor, durch ihr Zimmer durch und auf den obersten Boden, wo die Essen zusammenliefen und schrie durch den Schlot, der aus dem Laboratorium emporführte, mit schriller ängstlicher Stimme zweimal die Worte hinab: „Deine Frau, Deine Frau, rette Deine Frau!“ —

Dann rannte sie auf ihren Posten zurück, vermochte sich aber nicht länger auf den Füßen zu hal-

ten; erschöpft mußte sie sich auf die Steintreppe setzen und konnte sich nicht erheben, wenn es tausend Leben gegolten hätte. Deshalb vernahm sie jetzt nur undeutlich, was im Zimmer des Oheims gesprochen wurde, doch hörte sie nach einiger Zeit, daß drei Stimmen durcheinander redeten. Herr von Leuthra mußte eingetreten sein.

Der Oheim hatte sich nicht überraschen lassen; er hatte Frau Kathrina zugeredet, milde und sanft, wie einem kranken Kinde, das in Phantasieen liegt, und, wenn auch sein Arm gezittert haben mochte, da er die schöne Last vom Boden aufhob und auf einen Stuhl setzte, wenn auch seine Stimme bebte, da er sprach, so wußte sein Herz doch genau, was er zu thun hatte. Sie schien in eine tiefe Ohnmacht gefallen und ließ ihr Haupt auf seine Brust sinken, so daß er sie mit der Rechten umschlungen halten mußte, wenn sie nicht von Neuem zu Boden sinken sollte.

In dieser Stellung traf sie Herr von Leuthra, welcher mit ruhiger Miene vor seiner Frau stehen blieb, die jetzt, wie aus tiefem Traum erwacht, die Augen öffnete und ihm entgegenstarrte.

„Du spielst ja trefflich Komödie, Kathrina, und hast selbst Geister im Dienst, die mich rufen müssen!“ sagte der Schloßherr lächelnd und scheinbar sorglos. Es entging aber dem Oheim nicht, daß das Angesicht

des ruhigen Neffen noch fahler war als sonst; ernsthaft sagte er: „Nein Reinhard, sie scherzt nicht, sie muß recht krank sein.“

Da er die Verwirrung jetzt nicht noch vermehren wollte, erzählte er weiter, als der Neffe schwieg: „Wir haben heute unser Geschäft zu Ende gebracht; schon darüber freute sich Kathrina nicht, wie sie sollte, und als ich unvorsichtiger Weise ihr noch Kunde gab, daß ich morgen reisen wolle, habe ich sie damit erschreckt, daß sie ohnmächtig wurde.“

„Dies ist auch viel zu eilig,“ entgegnete der Neffe und hielt warm die Hand des Oheims fest; „es ist auch mir erschreckend.“ Kathrina machte ein Zeichen, daß er jetzt von der betrübenden Nachricht schweigen solle und ließ sich langsam von ihrem Manne fortführen.

Kaum aber war die Thüre hinter ihnen zugefallen, kaum waren sie über den Saal weg und ungestört in ihrem einsamen Gemach, so richtete sich Kathrina hoch auf und sah ihren Mann blitzend an; „Er ist ein Verführer!“ — sagte sie.

Schweigend nahm der Herr von Leuthra eine der langen glänzenden Stahlnadeln, womit Kathrina ihr Haar aufgesteckt hatte, heraus, brach sie mitten durch und sagte dann: „Hast du mich verstanden?“ —

Sie nickte.

„Und wann sagte er, daß er abreisen wollte?“ frug er weiter.

„Morgen.“

Er lächelte. „Es muß eine weite Reise sein. — Nun ist sein Tod mein Recht; ich will es gegen die ganze Welt vertreten.“

Sinnend wandelte während dem der Oheim in seinem Gemach auf und nieder. Er fühlte sich beunruhigt, weil durch seine Sorglosigkeit allein die Verwicklung hatte eintreten können, weil die Nothlüge seiner Abreise, womit er den Neffen abgewiesen, womit er den Knoten lösen wollte, ihm jetzt weder ein wahrhaftes, noch ein würdiges Auskunftsmittel erschien.

„Ich muß offen mit Reinhard reden; habe ich doch durch Liebe und Opfer ein Recht an ihn erworben, daß er hören muß.“

In diesen Betrachtungen wurde er durch das Eintreten seines Dieners unterbrochen, welcher ihm ein Schreiben übergab. Dasselbe kam von einem Hauptmann seines Regiments, welcher ihm anzeigte, daß die Kompagnieen, mit welchen der Oheim, weil sie nach der Lausitz rückten, schon hergereist war, wieder Marschordre zurück nach Regensburg erhalten hätten, und morgen durch Ilfeld, zwei Stunden von Leuthra, rücken würden, um ihren Obristen aufzunehmen.

Er sah in diesem Zufall nur eine neue Bestätigung seines Entschlusses; er wurde wieder heiterer und sagte, als er in den Hof hinab kam, um seinem Diener die nöthige Weisung zur Abreise zu geben: „Vorwärts, Xaver; ich bin wie ein Pferd, das zu lange vor der fetten Krippe gestanden und nun plötzlich die Trompeten hört; am liebsten ritte ich jetzt gleich weg. — Geh' hinunter ins Laboratorium und bitte den Herrn von Leuthra, daß er noch einmal einen kurzen Gang mit mir macht; ich will von Schloß, Wald und Feldern Abschied nehmen.“

Reinhard erschien nach einem kleinen Verzug und hörte, als sie das freie Feld erreicht hatten, ruhig und stumm dem Oheim zu, welcher ihm sanft zuredete und ihn tadelte, daß er sich um seine Frau zu wenig kümmere und darum selbst die Schuld trage, wenn ihr unruhiger Geist und ihr heißes Blut weit über Schloß Leuthra und sein Laboratorium hinausschweife. „Nichts reizt eine heftige Frau so sehr, als die Langeweile,“ schloß er endlich, „und wenn Du klug bist, folgst Du meinem Rath. Ich habe ein schönes Haus in Prag; es steht leer und gehört Dir, wenn Du willst. Dort sind viele Menschen und viel Verkehr, dort kannst Du so gut, wie hier im Laboratorium sitzen und besser, weil Deine Frau nicht vor Langeweile stirbt. Auch liegen ja meine schönsten Güter

in Böhmen; Du lernst die böhmischen Herren und die Landessitte kennen, die Du ja doch einmal lernen mußt. Wer weiß, wie kurz oder lang der Kriegsgott mir noch Licht und Leben läßt, und ein bekannter Erbe hat es leichter, als ein unbekannter. Schlag' ein! folge mir!" Er bot dem Neffen die Hand, welche dieser zögernd ergriff, indem er langsam sagte: „Ich will nach Deinem Rathe thun."

Das Gesicht des Schloßherrn klärte sich einen Augenblick auf; er hatte, wie jeder gefallene Engel, den ein Weib um sein Gewissen betrogen, doch noch da und dort eine gutmüthige Regung, ein dunkles Gefühl von Unschuld und Ehre. Reinhard hätte einen Finger seiner Hand darum gegeben, wenn er jetzt in diesem Augenblick offen hätte reden können. Er konnte es nicht mehr; jedes offene Wort zu einem guten Menschen war ein Wort der Verdammniß für ihn selbst. — Er brachte nur leere Worte heraus, die Zeit auszufüllen; bevor sie das Schloß noch erreicht hatten, war es schon wieder unheimlich Nacht in ihm. Er krümmte sich unter dem Edelmuth des Oheims, er wußte auch, daß Frau Kathrina allein schuldig war und den Oheim falsch anklagte, aber er wollte es nicht mehr wissen; von ihr konnte er doch nicht lassen und seine Kraft zum Bösen ging ihm aus, wenn er der Wahrheit das Herz öffnete. Er haßte

den Oheim jetzt nur doppelt und dreifach, gewann aber nach und nach die Herrschaft über sich selbst wieder so sehr, daß er den Oheim täuschte.

Unter herzlichen, freundlichen Gesprächen verging das Mittagsmahl; nur Bertha saß bleich und stumm, seit sie die Abreise des Oheims erfahren. Sie machte sich bald im Hauswesen zu thun, bis es ihr gelungen war, jeden Gedanken an sich selbst zu unterdrücken und gelassen wieder am Tische zu erscheinen. Sie glaubte nicht an die Freundlichkeit der Beiden, sie wußte, daß beide unversöhnlich waren; sie wollte und mußte über den Oheim wachen, weil sie nicht wagte, ihn zu warnen, während er sich dem Becher und seinen Erzählungen über Prag ganz hingab.

Die Schloßfrau verlangte endlich einige Zeit zu ruhen und zog sich in ihr Schlafgemach zurück, während die Männer im Gespräch sitzen blieben. Bertha hatte jetzt Zeit mit sich zu Rathe zu gehen und flog mehr als sie ging über das freie Feld dem Walde zu, bis sie ein kleines Vorwerk erreichte, wo ein ehemaliger Knecht des Schlosses wirthschaftete, der den Druck Frau Kathrina's selbst zu sehr empfunden hatte, um nicht die Partei des armen Mädchens zu nehmen. Dieser Knecht hatte deshalb auch die Pflege des Pferdes übernommen, welches Bertha geschenkt erhalten hatte, weil das Mädchen jedesmal darunter zu leiden

hatte, wenn die Schloßfrau das Pferd in ihren Ställen stehen sah.

Sie verlangte von dem Pächter, daß er ihr um Mitternacht ihr Pferd gesattelt an einen Busch bringen sollte, welcher mitten im offenen Feld zwischen Schloß und Wald stand, und raunte ihm, als er mit der Zusage zögerte, zu: „Willst Du lieber haben, daß ich sterben soll oder daß wir alle auf Einen Tag gerächt werden?“

Endlich versprach er, sie in der Nacht zu erwarten; eben so rasch, wie sie gekommen, rannte Bertha nach dem Schloß zurück und holte beim Schließer den Schlüssel zu einer kleinen Ausfallspforte, den sie schon hundert Mal verlangt und erhalten hatte, weil es dann bei ihren Morgen-Spaziergängen nicht nöthig war, erst die Zugbrücke herab zu lassen.

Beruhigter kam sie vor dem Saale wieder an. Es wurde lebhaft gesprochen, als sie aber eintrat, verstummte die Unterhaltung. Es war nur Kathrina und Reinhard; der Oheim war noch einmal in den Hof gegangen zu seinem Diener und schien schon lange gezögert zu haben. Denn die Schloßfrau sagte zu dem kaum eingetretenen Mädchen: „Geh' doch und rufe den Oheim, sage ihm, daß ich wieder munter bin und keinen Augenblick verlieren will, den wir noch mit ihm zusammen sein können.

Bertha bemerkte wohl an den glühenden Wangen der Schloßfrau, daß sie mit ihrem Manne eine heftige Unterhaltung gehabt haben mußte und eilte zwar mit raschen Schritten über den Flur weg, schlich sich aber lautlos wieder zurück und horchte. Sie verstand jedoch nur halbe Worte und hörte Frau Kathrina sagen: „Zu was sonst wäre denn Deine Wissenschaft nütze? der Schlagfluß ist für ihn der natürliche Tod.“ —

Im Fieber wälzt sich oft eine schwere dunkle Wolke heran, die Verstand und Athem zu rauben droht; so bestürzte, was sie jetzt gehört hatte, das junge Mädchen. Verwirrt bestellte sie dem Oheim die Botschaft, verwirrt nahm sie den angebotenen Arm, und als er freundlich sagte: „Ich werde Dich am Meisten vermissen, mein Kind; aber Du mußt noch eine kleine Weile hier aushalten; ich vergesse Dich nicht,“ schaute sie ihn erstaunt an. Sie hatte keinen Raum in ihrer Seele für einen neuen Vorschlag, so fest war sie entschlossen, noch diese Nacht das Schloß zu verlassen und dem Oheim zu folgen mit oder wider seinen Willen.

Sie hatte Alles dazu schon vorgesorgt und noch Zeit genug, mit dem Oheim zu reden, wenn Jedermann schlafen gegangen war. Darum schwieg sie auch jetzt, um so mehr, da sie von Weitem die Schloßfrau herankommen sah, welche es schon bereuete, daß sie,

um erst über ihren Mann Siegerin werden zu können, das unbequeme Mädchen entfernt und mit dem Oheim allein gelassen hatte. Doch wurde dieses Alleinsein von selbst gestört. Noch spät am Nachmittag trafen einige Gäste ein, deren fröhliches, gleichgültiges Gespräch leicht über die Stunden vor dem Abschied hinüberhalf. Es schien nur Zufall, wenn Bertha auch jetzt neben dem Oheim zu sitzen kam und ihm die kleinen Dienste leisten konnte, die er wegen des abgeschossenen Armes bedurfte.

Um so genauer konnte Bertha auf jeden Bissen achten, den sie dem Oheim vorschnitt, auf jeden Becher Wein, der ihm eingegossen wurde. Sie aßen aber alle von allen Speisen und tranken aus demselben Krug, so daß sich Bertha fast ihrer quälenden ängstlichen Gedanken schämte. Denn auch als die Gäste spät weggegangen waren und die Schloßfrau sich anschickte, den warmen Würzwein zu bereiten, welchen der Oheim allabendlich als Schlaftrunk genoß, duldete dieselbe ohne den geringsten Unwillen, daß das Mädchen neben ihr am Kamin stand, sie ließ sich sogar Nelken und Kandis von ihr selbst reichen. Frau Kathrina knieete am Feuer und scherzte so unbefangen mit dem munteren Gaste, daß Bertha anfing, leichter zu athmen, denn die Stunde der Gefahr war jetzt bald vorüber.

Endlich erhob sich der Oheim, als der lieblich duftende Wein schon von der Schloßfrau in die Trinkschale gegossen war. Sie reichte das Gefäß rasch an Bertha und sagte: „Indeß ich Abschied nehme, kannst Du dem Oheim seinen Trunk in sein Gemach setzen. Du hast ja heute ohnedies mein Amt bei ihm übernommen.“

Sie sah Bertha freundlich dazu an und das Mädchen eilte auch willig und rasch über den Saal, glitt aber aus und fiel, daß Teller und Schale weit auf dem Boden fortrollte und der ganze Inhalt verschüttet war.

„Du wirst ungeschickt bleiben zu Anfang und zu Ende,“ sagte Frau Cathrina heftig und sah, als der Oheim hinzueilte, dem Mädchen abzuhelfen, bedeutungsvoll ihren Mann an. Aber rasch setzte sie hinzu, als Bertha in größter Aufregung vor ihr stand: „Beruhige Dich; ich bin ja nicht unwillig; der Oheim verzieht noch eine Weile und dann ist dem Unglück abgeholfen.“

„Nein!“ sagte der Gast freundlich: „Heute nicht mehr; zur Stunde bin ich schon wieder Soldat und darf mich nicht länger verhätscheln lassen. Uebrigens habe ich mehr als genug getrunken und will einen satten Schlaf thun. — Laß mich lieber von Dir Abschied nehmen, Kathrine, und Dir danken. Du sollst

so früh nicht aufstehen; also Lebewohl!“ Er küßte sie, hielt sie väterlich in seinem Arme fest und flüsterte ihr zu: „Versprich mir nochmals, daß Ihr nach Prag zieht; es ist für Euch Beide besser.“ —

„Euch Andern sehe ich wohl noch!“ sagte er, reichte dem Neffen die Hand und nickte Bertha Gute Nacht zu.

Auch Reinhard und Cathrina gingen in ihr Schlafgemach und der Saal war bald still, nachdem Bertha noch einige Augenblicke verweilt hatte, die Lichter zu löschen. Als sie schon weg war, erschien die Schloßfrau noch einmal unter der Thüre und schaute in den Saal herein. Dann drückte sie die halbgeöffnete Thür wieder sanft zu und kehrte zu ihrem Manne zurück, der noch angekleidet in der Schlafkammer auf- und niederging.

„So!“ sagte sie, „es ist jetzt Alles still; was wir reden, hören nur Zwei und diese Zwei sind Eins.“ Sie fuhr ihm schmeichelnd mit der Hand über das dunkle Haar.

Er schwieg erst. Dann antwortete er tonlos: „Ich wage es nicht mehr, es ist eine Macht über ihm, die ihm Alles zum Besten wendet. Warum hätte das Mädchen, die so sicher geht, wie der Marder über's Dach, sonst heute gerade ausgleiten müssen. — Wäre er am Schlagfluß gestorben,“ setzte er grimmig

lächelnd hinzu, „so hätte es alle Welt geglaubt; er ist von Natur dazu bestimmt und die Gäste haben ihn trinken sehen. — Aber mit Gewalt! — Ich wage es nicht; ein Schwarm von bösen Folgen taucht aus Einem Tropfen rothen Bluts.“ —

„Bist Du ein Mann?“ rief sie verächtlich; „ich habe es einmal geglaubt. — Also ich hätte es thun sollen und damit hättest Du gehofft, Deinen Gott zu täuschen über Deine Schuld. — O ich kenne Dich; unrecht Gut willst Du mitgenießen, aber falsch würfeln willst Du nicht; Indiens Schätze wolltest Du schon haben, aber in Sturm und See bist Du feige. Du willst den Mord, den Mord am eigenen Blut, aber er soll von selbst geschehen und keine Folgen haben. Und zu was hast Du dann den Gedanken daran in mein Herz geschleudert? — O ich hatte recht, daß ich ihn mehr liebte, als Dich!“ —

„Er ist schon ein Todter!“ fuhr Herr von Leuthra auf; „hüte Dich, lehre mich nicht Blut zu lecken; es könnte mich nach dem Deinigen gelüsten. Nie wieder ein Wort! Versteh mich Cathrina: kein solches Wort mehr! — Zwei Stunden lasse mich schlafen; dann wecke mich; dann will ich's thun.“

Bertha war leichteren Herzens auf ihr Zimmer gegangen; fröhlich singend, denn die Gefahr schien vorüber und ihrer Flucht gewiß, packte sie ihr kleines

Bündel zusammen und setzte sich dann unter das Fenster. So wollte sie Nachmitternacht erwarten und dann zu dem Oheim hinuntersteigen; allein die Ungeduld trieb sie weit früher die Thurmtreppe hinab. Ihr Herz pochte in lauten Schlägen; sie hatte es sich so leicht gedacht den Oheim zu bitten, und jetzt kam eine Scheu und Angst über sie, daß sie vor der Pforte zögerte und zögerte und zuletzt schon entschlossen war, allein zu fliehen und den Oheim erst unterwegs zu treffen. Sie wagte es jetzt nicht, seinen sanften Schlaf zu stören.

Ein leises Geräusch, als ob der Oheim erwacht wäre und eine Thüre aufklinkte, überwand ihre Scheu; mit einem lautlosen raschen Druck öffnete sie die Pforte, konnte aber nur einen Schrei ausstoßen und trat unwillkürlich zurück, den Riegel vorschlagend.

In dem unsichern Dunkel hatte sie Herrn von Leuthra gesehen, der über dem sorglosen Schläfer den Dolch zückte.

Bertha war nur einen Augenblick vom Schreck überwältigt. Kühn riß sie die Thür wieder auf. Der Mörder war bereits entflohen und hatte hinter sich die Thür ins Schloß geworfen; der Oheim saß halbaufgerichtet auf dem Bette und wischte sich, ohne Wort, ohne Laut, das rinnende Blut von der Achsel.

„Lebt Ihr noch?“ rief Bertha; „könnt Ihr noch tausend Schritte gehen?“

„Ich glaube,“ entgegnete der Verwundete, „der Stich ist nicht ins Leben gegangen, Dein Schrei hat ihn erschreckt.“

Bertha hatte indeß behende die Riegel vorgeschoben, sowohl an der Saalthür als an der Flurthüre. „Er wird nicht sogleich wiederkommen, wir haben aber keine Zeit zu verlieren.“

Mit Schmerz und Mühe erhob sich der Oheim, kleidete sich nothdürftig an, warf den Mantel über und ließ sich nun die Thurmtreppe empor in Bertha's Gemach führen. Hier suchte sie ihm den tiefen Stich, der aber doch unsicher geführt und am Knochen abgeglitten war, so gut sie es vermochte, zu verbinden und eilte dann mit ihm über den stillen Hof ungesehen nach der Ausfallpforte, schloß diese auf und hinter sich zu, und drängte den Halbohnmächtigen, bis sie endlich den Busch erreicht hatten, wo der Pächter mit dem Pferde wartete.

Hier sank der Oheim zusammen; es gelang ihren Anstrengungen aber doch, ihn wieder zu sich zu bringen und auf das Pferd zu setzen, das nur im Schritt gehen konnte, während sie von beiden Seiten den Oheim stützten. Bange sah sich das Mädchen um und horchte, ob sie nicht das Knarren der herabfallen-

den Zugbrücke hörte; es blieb aber Alles ruhig und still, auch als sie schon den schützenden Wald erreicht hatten und bergabwärts auf Seitenpfaden nach dem Städtchen eilten, wo der Oheim sein Regiment in Sicherheit erwarten konnte.

So waren sie bis zum Thale gelangt, als sie von einer Feldwache angerufen wurden, welche in Jubel ausbrach, als sie den Namen ihres Obristen hörte.

„Gelobt sei Gott!" sagte dieser mit brechender Stimme, als ihn seine Dragoner mit kräftigen Armen sanft vom Pferde hoben und auf ihre Mäntel niederlegten. Seine Hand und sein Gesicht waren wie Eis anzufühlen. „Er stirbt!" schrie Bertha außer sich und bedeckte die kalte Stirn mit glühenden Küssen, während sie dazwischen rief: „Rächt ihn, rächt ihn, Ihr guten Leute! stürmt Schloß Leuthra; seine Blutsfreunde haben ihn gemordet; laßt keinen Stein auf dem andern, daß Niemand weiß, wo solche Greuel geschehen sind!"

Die Soldaten flüsterten zusammen und sandten dann eine Meldung nach dem Städtchen voraus, während sie bemüht waren, eine kunstlose Tragbahre zusammen zu binden und Bertha baten, von dem Oheim abzulassen, an welchen sich ihr Feldscheer machte, der die Wunde untersuchte, so gut es gehen wollte.

Sie waren damit noch nicht zu Ende, als sie auch im Städtchen schon den Ton der Lärmtrommeln hörten und bald darauf eine Abtheilung anrücken sahen, welche den Verwundeten in die Mitte nahm. Ungestört kamen sie nach Ilfeld, wo der Obrist den Händen eines geschickten Arztes und der möglichsten Ruhe überlassen wurde.

Bertha aber eilte auf den Marktplatz, wo die Hauptleute versammelt waren und nach der Erzählung des Mädchens einstimmig beschlossen, die Verbrecher zu bestrafen.

Der Morgen wurde nicht erwartet; kaum die ersten Lichtstrahlen zuckten am fernen Horizont, als die Kaiserlichen schon, zu jedem Kampfe bereit, auf der Hochebene vor dem Schloß aus dem Walde hervortraten. „Laßt halten," sagte Bertha zu einem Hauptmann, neben welchem sie ritt: „Dort liegt schon die Mördergrube;" — man sah nur die Spitzen des Schlosses aus den Nebeln heraustauchen — „aber hütet Euch; er wird auch auf seiner Hut sein."

Sie kannte den Schloßherrn; er war auf seiner Hut. Gerüstet stand er mit seinen Knechten hinter den schützenden Mauern und blies die Lunte auf, welche er in der Hand hielt. —

Zerstört und verwirrt war er nach dem Verbrechen zu seiner Frau in das Schlafgemach zurückgestürzt

und doch hatte er noch böse Kraft genug gehabt, den Oheim einzuschließen, daß er, wenn ja noch ein Funken Leben in ihm war, sein Gefangener bleiben mußte.

„Es ist geschehen,“ sagte er zu seiner Frau, indem er sich neben sie auf das Bett setzte und die beiden Schlüssel in ihre Hand legte.

„Du hast ja keinen Tropfen Blut an den Fingern, was zitterst Du also!“ sagte Frau Cathrina grimmig; „was geschehen ist, mußte geschehen. Sehen wir nun zu, was kommt.“ Sie umarmte ihn und sprach schmeichelnd: „Bin ich denn nicht tausend Oheime werth? — Doch wie starb er?“

„Er selbst lautlos, ohne Seufzer, ohne Wort; aber aus allen Ecken schrieen die Geister der Tiefe; ich hörte es wie Trommetenklang und floh; — ich höre es noch; — aber es kann nicht ungeschehen werden!“ —

Es trat eine lange Pause ein.

„Denke nicht, grüble nicht, sonst steigen Nebel auf;“ sagte sie endlich; „laß uns lieber handeln und den Leichnam in die Keller tragen, daß er spurlos verschwinde mit den blutigen Betten; ich habe schon frisches Bettzeug hergerüstet.“

Er fuhr heftig auf: „Nicht um alle Reiche dieser Welt; jetzt nicht; — laß das Blut erst verrauchen. — Ich fürchte den Todten mehr als den Lebenden. —

O Cathrine!!" — Er stieß einen lang gezogenen Seufzer aus.

Es dauerte eine halbe Stunde und länger, bevor sie den weichen Stahl seines Gemüthes wieder gehärtet hatte. Dann nahm sie ihn an die Hand und führte ihn ruhig durch den Saal, schrak aber selbst zusammen, als sie den Schlüssel umdrehte und die Thüre in des Oheims Gemach ihrem festen Druck sich doch nicht öffnete. Sie machte einen zweiten Versuch an der Flurthüre; auch diese war von innen verriegelt.

Cathrina wankte in den Knieen, aber sie faßte sich rasch wieder. Verächtlich hielt sie dem Schloßherrn die Lampe in's Angesicht: „Hätte ich doch Deiner feigen Hand nicht vertraut und es selbst gethan. Ein halbes Verbrechen wird uns ganz verderben."

Sie sann eine Weile nach und rannte dann nach dem zweiten Stock empor gerade auf Bertha's Kammer los. Diese stand angelweit offen und in der Mitte lag ein blutiges Tuch am Boden. Die Schloßfrau nahm das Kleid auf, während sie darüber wegschritt, es war ihr jetzt Alles klar. Sie eilte die Thurmtreppe hinab und schob die Riegel auf, ihren Mann einzulassen. Krampfhaft packte sie ihn am Arm: „Kleide Dich in Eisen und wecke Deine Knechte. Hätte ich doch an die kleine Schlange gedacht; zwei

Leben wären ja nicht mehr gewesen als Eines." — Sie leuchtete auf die Blutflecken der Wendeltreppe hin: „Lege Dich auf diese Spur und jage nach; sonst werden sie Dir nachjagen."

Er eilte fort. Sie selbst zündete sich erst zwei Lichter an und schleppte dann das blutige Bette weg, schloß es aber nur in einen nahestehenden Schrank und steckte den Schlüssel zu sich. „Es ist kein Verbergen mehr nöthig," sagte sie vor sich hin, als sie frische Betten herantrug: „Diese Blutspur reicht weiter als meine Hand, über diese Welt hinaus, wenn es einen Gott giebt, wenn es keinen giebt, bis in's ewige Dunkel. Er wird sich rächen; wir wollen uns zum Sterben anschicken, wie zum Schlaf. Nur das Bett soll weiß sein und rein wie die Unschuld!" —

Ihr Mann kam zurück; er war gewaffnet und schien ganz ruhig. „Strenge Deine Gedanken nicht an, es ist uns jetzt Alles erspart;" sagte er; „wir können unser Leben nur noch theuer verkaufen. Die Kaiserlichen sind im Anmarsch; in drei Stunden werden wir wissen, ob es eine Verdammniß giebt; der Oheim hat doch immer Glück."

Er umarmte sie. Dabei fiel sein Auge auf ihre Hand, an welcher trocknes Blut klebte vom Tragen der Betten. „Wasche das Blut ab; und dann komme

zu mir auf die Mauer; ich darf nicht länger zögern, sie kommen schon.“

„Ich will mich waschen und schmücken!“ entgegnete sie. Noch einmal sanken sie sich in die Arme, dann ging sie in ihr Schlafgemach und als sie daselbst kein Wasser vorfand, über die kleine Treppe nach dem Hinterhofe hinab an den Ziehbrunnen.

Hastig ließ sie den Eimer niedergehen und zog ihn ebenso hastig empor. Es war aber kein Wasser darin.

Es durchschauerte sie, daß sie sich am Geländer halten mußte. „Wehrt sich denn das Element, mir dies Blut abzuwaschen?“ murmelte sie vor sich hin. „Ist der Mensch nicht der Herr des Elements?“

Noch hastiger bewegte sie die Kurbel, um den Kübel von Neuem abwärts zu winden, der Handgriff fuhr ihr aber aus der Hand. Mit furchtbarer Geschwindigkeit stürmte der Kübel in die Tiefe. Vergeblich suchte sie den Griff wieder zu fassen.

Jetzt hörte sie die Büchsen donnern, dann wieder. „Herr Gott,“ rief sie mit einer letzten verzweifelten Anstrengung, die Handhabe wieder zu fassen; „mein Verstand schnurrt mit in die Tiefe! — Jetzt bricht der Faden.“ — — Sie klammerte sich um eine der Säulen des Brunnenhauses nnd schaute unverrückt in die Tiefe; den Lärm der kämpfenden Männer

hörte sie nicht mehr; sie kannte ihren Mann nicht mehr, der sie endlich auffand.

Gleichgültig winkte sie ihm mit der Hand ab, als er heranstürmte; sie folgte ihm nicht, als er verzweifelnd sie fortzuzerren suchte, um auch sie und sich selbst auf geheimen Fluchtwegen zu retten. Sie klammerte sich fest; — er mußte sie allein lassen.

So wurde sie endlich von den Siegern gefunden; aber sie antwortete auf keine Frage. Fortwährend hob sie kleine Steine vom Boden auf und schleuderte sie in den Brunnen; dazu sprach sie immer die Worte: „Verflucht sei, was von unten ist!“

Von dem Herrn von Leuthra hat Niemand etwas weiter vernommen; Cathrina aber lebte noch Jahr und Tag verwirrten Sinnes als Gefangene auf ihrem eigenen Schloß, welches seither nie auf längere Zeit von dem jüngeren Stamme der Herren von Leuthra besucht wurde. Die Stammmutter dieser Besitzer war Bertha; der Stammvater war der Oheim.

Es war bereits der achte Morgen, daß Oskar auf Schloß Leuthra zu Gaste wohnte. Er saß mit seinem freundlichen Wirthe noch an dem Frühstücktisch und hatte ihm eben die Geschichte von dem steinernen Bild am Brunnen vorgelesen.

„Mir ist es nur immer merkwürdig," sagte nach einer Pause der Pächter, „ich kenne diese Geschichte aus- und inwendig seit Jahr und Tag, weit genauer als Sie, und doch kommt sie mir neu und ganz anders vor, seit ich dieselbe im Zusammenhang höre. — Doch," setzte er sich selbst berichtigend hinzu, „wir wären alle am Ende selbst Poeten, wenn wir nur wagten und verständen, was wir wissen und thun, im Zusammenhang zu wissen und zu thun." —

„Und trotzdem, daß mich Ihr Lob hoch erfreut," entgegnete der reisefertige Gast, dessen gepackte Reisetasche schon in der Wohnstube lag, „bin ich nicht zu-

frieden mit meiner Ausbeute; es sind mir noch zu viele Räthsel übrig geblieben, und ich hoffte mehr als nur diesen Einen Stoff zu Erzählungen mit nach Hause zu bringen."

Der Pächter lächelte. „Da könnte am Ende doch noch Rath werden," sagte er. „Der Knecht spannt schon ein; ich wollte Sie erst zur nächsten Poststation bringen; den Pferden aber gilt es gleich, ob sie rechts oder links den Berg hinunter laufen, und wenn Sie sich nicht scheuen, bei dem prächtigen Herbsttag nachher noch einige Stunden zu Fuß zu machen, so bringe ich Sie lieber nach Illfeld. Von da haben Sie noch drei kleine Stündchen bis Werneck; dort aber wohnt der alte Scharfrichter, der kann Ihnen Geschichten erzählen acht Tage und acht Wochen lang, wenn Sie ihm einen Gruß von mir bestellen und sich nicht scheuen, mit dem Scharfrichter an einem Tisch zu sitzen. Er ist ein seltsamer alter Mann und wird Ihnen zu schaffen machen, so viel hat er gesunden Menschenverstand und Erfahrung."

Oskar nahm den Vorschlag freudig an und marschirte zwei Stunden später, nachdem er noch zu Illfeld mit seinem Wirthe einen Abschiedstrunk gethan, guter Dinge auf Werneck zu.

Die Gegend war einförmig und öde; er beachtete es aber nicht, so golden schien die Sonne, so frisch

wehte der Wind und überall auf den Feldern wimmelte es von Menschen, welche die letzten Rüben und Kartoffeln einheimsten.

Noch lustiger waren die Landleute, als er endlich in die Nähe des Städtchens Werneck selbst kam, das er auf einem sanftansteigenden Hügel in einem weiten Thale vor sich liegen sah zwischen einem Wald von Pflaumenbäumen. Ist doch die Zwetsche wie die Rebe; sie bleibt Jahrelang aus und spendet dann mit Einemmale eine Fülle, daß sie unter ihrer Last brechen möchte und dem Landmann baares Geld ins Haus schafft. Auf allen Seiten dampften die Backöfen, worin die Pflaume getrocknet wird: fröhlich riefen sich die Nachbarn die Anzahl ihrer Körbe zu und lachten und scherzten, daß auch Oskar in der heitersten Laune an dem alten Thor des Städtchens ankam, dessen Mauern und Thürme rings herum noch recht wohl erhalten waren.

Schon am ersten Hause fragte er nach der Scharfrichterei; allein kein Mensch schien sich darüber zu verwundern, vielmehr sagte eine junge Bäckersfrau, welche neugierig aus ihrem kleinen Schiebefenster heraussah: „Da kommt der Herr gerade zu guter Stunde; er trifft den schwarzen Jonas jetzt sicher zu Hause; ja, der wäre mir auch lieber als jeder Physikus aus der Stadt. Der Herr braucht aber nicht über unser

schlechtes Pflaster zu gehen; es führt ein bequemer Fußpfad außen um die Stadtmauer, und wenn man einmal Wiese und Fluß sieht, so sieht man auch da, wo der Fluß eine Krümmung macht, die Scharfrichterei liegen."

Oskar folgte dem freundlichen Rath und ging unter der alten feuchten Mauer entlang, bis er, um einen Eckthurm biegend, unerwartet in ein schönes Thal hinab blickte.

Der Hügel, auf welchem das Städtchen lag, fiel nach der Morgenseite in steilen Terrassen gegen eine weite Wiese mit schönen Baumgruppen hinab, hinter welchen man den schimmernden Fluß und jenseits desselben ein höheres waldiges Gebirge sah.

Diese ganze Ostseite war durch ein weitläufiges altes Schloß eingenommen, welches aber theilweise noch bewohnt sein mußte; denn man sah neue Fensteröffnungen in dem grauen Gebäude und die Terrassen dienten zu Nutzgärten oder Trockenplätzen. Daß es eines Fürsten Wohnung gewesen, sah man nur noch an den breiten bequemen Steintreppen, welche vom Thal heraufführten und der Zeit besser widerstanden hatten als die umgestürzten oder verwitterten Steinbilder, welche einst die Vorsprünge geziert hatten. — Auch konnte man kaum noch erkennen, wie die breiten Wege über die Wiese sonst gelaufen sein

mußten, wenn man auch an den schönen verwilderten Baumgruppen von Silberpappeln, Kornelkirschen und schlanken Erlen wohl sah, daß hier früher ein wohlangelegter Park gewesen war.

Das Ganze machte einen melancholischen Eindruck; der Wind trieb die braunen Blätter spielend über das abgedorrte Gras; man hörte keinen Laut als das Rauschen des Wehrs.

Oskar kam deshalb die sonnig gelegene Wohnung des Scharfrichters doppelt freundlich vor, als er endlich am Ende der Flußwiese durch einen wohlgehaltenen Garten an das Hofthor selbst kam. Vor sich sah er ein einstöckiges hochbedachtes Haus, welches halbmondförmig die eine Hälfte eines weiten runden Platzes umgab, der sonst mit einem Plankenzaun eingefaßt war.

Kein Hund bellte ihn an, Alles war menschenleer und stille, nur vor der Hausthür auf einer Steinbank in der warmen Nachmittagssonne saß ein alter Mann, der eingeschlafen war, sich aber, als der Hund zu seinen Füßen sich aufrichtete und ihm die kalte Schnauze in die herabhängende Hand drängte, erhob und dem Reisenden entgegentrat.

Aber erst, als Oskar die Grüße bestellt hatte, reichte ihm der Alte die kräftige Hand zum Willkomm und sagte: Nun das freut mich, daß ich etwas von

Fritzchen höre. Er ist brav und fleißig, darum ist der Segen Gottes über seinem Hause; und was das Beste ist" — ein leichtes Lächeln glitt über die faltigen Züge — „Fritzchen ist jung; da ist man immer im Mittelpunkt. Ist Einer erst einmal über die Siebzig hinaus, taugt er nichts mehr, als das Haus zu hüten und auch dann ist man noch oft ein schläfriger Knecht. — Doch Ihr werdet hungrig und durstig sein!"

Er pfiff drei Eulenrufe durch die Finger und bald darauf erschien eine junge Magd, die etwas in der Schürze trug. „Ich glaubte," sagte sie, „Ihr wolltet Zwetschenproben haben, ob wir uns beim Backen auch richtig anstellen; aber nun sehe ich schon was Ihr wollt. — Trinkt der Herr Bier oder Wein?"

„Bringe nur Wein," entgegnete der Alte, indem er ihr die Proben aus der Schürze nahm und einige aufbrach, um zu sehen, ob sie auch recht kernfest gebacken seien. „Es ist meine Enkelin," sagte er dazwischen zu Oskar; „doch da ist sie ja schon wieder am Fenster und winkt uns."

Er führte den Gast in eine reinliche bequem eingerichtete Stube und lud ihn ein, sich an den frischgedeckten Tisch zu setzen. Als er aber bemerkte, daß Oskar mehrere Male neugierig und halb unbehaglich an den Wänden emporsah, wo einige Richtschwerter hingen, sagte er freundlich, aber ernst: „Diese Schwer-

ter gehören in unsere beste Stube; wir müssen um ihretwillen manches Schwere thun und noch Schwereres erleiden, darum sind sie uns heilig und lieb. — Ihr braucht Euch nicht zu scheuen; an keinem dieser Schwerter klebt das Blut eines Gerechten, als an dem Einen, welches dort im Winkel einsam hängt. Es ist aber schon lange, lange her und das Schwert ist nie wieder benutzt worden. Es hängt nur da zum Gewissenszeichen für Kind und Kindeskind!"

„Ja, ja," fuhr er fort, als Oskar jetzt freundlich nickend zugriff; „wenn ich jetzt so gegen die Todesstrafe deklamiren höre, mache ich mir meine eigenen Gedanken; ich denke oft, die Eine Partei will das Schwert des Richters nur so lange stumpf haben, bis sie selbst obenauf ist, um es dann wieder zu schleifen. Denn wo die Macht ist, muß auch das Schwert sein. — Ich kenne doch auch die Geschichte von Allen, die hier seit zweihundert Jahren sind gerichtet worden, und nur Einer ist darunter, um den es der Welt Leid sein darf. Die Gelehrten und Poeten suchen hinter den Dingen zumeist mehr, als dahintersteckt. Kein Mensch wird aus einer Mißgeburt auf den schönen Leib des Menschen schließen wollen, und doch sind die Gerichteten zumeist Mißgeburten im Gemüth von Anfang an. Die es davon nicht sind, haben sich an eine Leidenschaft, als an ihren Teufel

verkauft, bis diese Eine Begier den ganzen Menschen einnimmt, daß er ihr Knecht und wie verrückt wird.“ —

„Doch das Alles geht seine Wege,“ setzte er hinzu, als er bemerkte, daß sich Oskar gesättigt hatte und nach der Cigarre griff: „Ich will Euch die Geschichte dieses Einen Unschuldigen erzählen. Sie ist über hundert Jahr alt, denn sie geschah, da mein Großvater jung, und er lehrte sie mich, da er alt geworden war. Ihr müßt Euch schon denken, daß ich mein Großvater sei, denn ich rede in seinen Worten, damit ich nichts dazuthue.“

2.

Das Blut des Gerechten.

Es war, so erzählte der Großvater, damals eine eigene Zeit bei uns, als wenn ein Frühling über die Menschen gekommen wäre. Man lebte leichter als jetzt und gerade der gemeine Mann hatte es besser als je zuvor.

Freilich nannten sie den damaligen Herzog Ernst „den Grausamen," aber dieses böse Wort sollte kein gutes Landeskind nachsprechen, denn es ging nur von den adligen Herren aus, welchen der Herzog den Daumen fest auf's Auge drückte, daß sie die Bauern nicht länger placken und die Bürger nicht verachten durften, wie sonst. Freilich hatte der Scharfrichter noch

mehr zu thun und der Prozeß war oft kurz genug, aber es war doch Gerechtigkeit darin, weil jetzt eine Gleichheit war für die großen und kleinen Diebe, wie nie zuvor.

Der Herzog wohnte zur Sommerszeit immer auf dem Schlosse, welches Ihr da drüben vor uns seht; es war aber darum im Städtchen doch ebenso still, wie heut zu Tage. Denn wenn der Herzog auch noch jung war, so war er doch, so zu reden, ein einsamer Herr mit einem kalten Temperament, der Niemand traute als sich selbst und nur von Befehlen und Gehorchen wußte.

Ich sehe ihn noch wie heute, wenn er in seinem grauen Jagdrock in hohen Stiefeln auf der Terrasse stand und die Hand auf dem Kopf seiner großen Dogge ruhen ließ, die immer unbeweglich neben ihm saß. Er sah dann aus, als hätte er schon bei Lebzeiten sich in Stein und Erz ausgießen lassen; ich aber wußte nur zu gut, daß nun bald ein Gerichtsbote an unsere Thüre pochen und den Scharfrichter zu seinem Werke rufen würde.

Doch war diese Stille und Einförmigkeit der jungen Herzogin, ihren Frauen und dem ganzen Hofgesinde immer noch lieber, als die Zeit, wenn zufällig Gäste ins Schloß kamen und eine schwermüthige Pracht entfaltet werden mußte. Denn die Gemüths-

art des Herzogs, der nun den Wirth machen sollte und sich mit andern Menschen langweilte, wurde dann noch düsterer. Er wußte wohl, daß ihm gar Viele feind waren; er lachte aber darob und pflegte zu sagen: „Ich werde wohl meine Fehler haben, wie Andere, die in Fleisch und Blut stecken; wer mich darum haßt, hat Recht; er thut, was ich auch thue. Die Meisten aber hassen mich, weil ich immer mein fürstlich Recht übe, jederzeit die Wahrheit zu sagen und gleich zu richten über Gering und Mächtig. Wenn Ihr einmal Niemand braucht, der so hoch steht, daß er immer und überall die Wahrheit sagen darf und kann, dann brauchtet ihr auch keine Fürsten mehr."

Die Herzogin liebte er ausnehmend, sie war auch gut und schön wie ein Engel. Gegen sie war er wohl einsylbig, aber nie barsch; denn ich glaube, sie hätte auch können den Kopf hoch emporheben.

Allein sie war gern fröhlich und er immer ernst. Sie mochte Geschichten lesen und selbst dichten, hatte aus Italien und der ganzen Welt Gelehrte und Künstler kommen lassen; er verachtete das, was aus den Büchern kommt und kümmerte sich nur um Staatsgeschäfte und Alles, was zur Jagd gehört. Durch dieses Jagen verdarb er freilich bei den Bauern wieder, was er durch Gerechtigkeit gut gemacht hatte.

So waren die beiden Herrschaften also ganz verschiedenen Geistes und wenn sie sich auch lieb und treu waren, so lebten sie doch wohl keine Stunde recht glücklich; denn wo Zwei zusammen gedeihen sollen, darf nicht Eins den Sommer wollen und das Andere den Winter.

Ich glaube, ihm war es am wohlsten, wenn er zur Jagd ausreiten konnte; und vielleicht der Herzogin dann auch; denn wie er zum Thor hinaus war, kam sie mit ihren Fräuleins lustig die langweiligen Terrassen herab und saß und spielte und tanzte wohl gar mit ihnen auf der Wiese, welche damals schöngehaltene Kieswege und noch schönere schattige Bäume hatte. Es war aber nie ein Mann dabei als allein der Oberhofmeister von Kettel mit zwei Pagen, die hinter ihm stehen mußten ebenso kerzengerade und ebenso steif als er selbst.

Der Herzog mochte überhaupt lebhafte und besonders kluge Männer nicht um sich leiden, daß ihn keiner in seinen Absichten sollte durchkreuzen können. ... Die er um sich duldete, waren redliche verschlossene Leute, welche das Recht und die Finanz gründlich verstanden. Deshalb hatte auch der Oberhofmeister so einen großen Stand bei dem Herzog, weil dieser Herr von Kettel gerade so verschlossen und ernst war wie sein Herr, aber ohne des Herrn

Verstand. Er war dazu eigen, rechthaberisch und voll Bosheit im Dienst, aber doch kein Ankläger und nicht schlimmer, als tausend Andere.

Dieses einsame Leben dauerte schon zehn Jahre, fast so lange ich zurückdenken kann. Man wußte bei uns nicht anders, als daß der Herzog zum ersten Juli Punkt zehn Uhr Morgens in Werneck eintraf und den letzten Oktober Punkt sieben Uhr Morgens wieder abfuhr; daß er zur Jagd ritt, ob es regnete und stürmte, und daß die Herzogin dann mit ihren Fräuleins im Park spazieren ging. Ich habe es wohl behalten; denn die Fräuleins kamen oft bis an unsere Gartenmauer heran, schauten neugierig herüber und rannten dann, als ob ihnen plötzlich graulte, spornstreichs wieder weg, daß ich ihnen gern unreife Aepfel nachgeworfen hätte; allein ich wußte wohl, daß ich das nicht durfte, und so war mein knabenhafter Zorn ganz umsonst, nur daß ich die Herzogin doppelt lieb gewann, weil sie jedesmal, wie man von fern sehen konnte, die schmucken Mädchen für ihre Albernheit und Neugier ausschalt.

Ueber dem war ich herangewachsen, hatte mein Meisterstück abgelegt und weil der Vater frühzeitig starb, schon mit einundzwanzig Jahren die Scharfrichterei angetreten. Dies wäre so rasch nicht gegangen, aber ich stand in der besondern Gunst des Herzogs,

weil ich mich gut auf den Pferdekauf verstand und ihm ein edles Thier, welches alle andern Thierärzte aufgegeben — man ritt damals eine prächtige ungarische Race — wieder zurecht gebracht hatte.

Nun konnte ich freilich nicht mehr so viel im Garten herum lungern; und doch ließ ich die Herzogin und ihre Fräuleins nie ganz aus den Augen, besonders seit ich, im zweiten Sommer nach meinem Amtsantritt, zu meiner Verwunderung bemerkte, daß der Hof wie umgewandelt war. Denn der Herzog ritt jetzt nicht mehr regelmäßig aus und wenn er es that, nie mehr allein mit seinem Jäger, wie sonst, ja er war jetzt des Nachmittags oft im Park neben seiner Gemahlin, und waren auch noch viele andere Cavaliere dabei, daß es drüben auf dem grünen Plan lebendig und farbig durcheinander wimmelte.

Bis zum Stallknecht herab athmete im Schloß alles fröhlicher auf; der Herzog lächelte je zuweilen und übte Gnade an einem Verbrecher, was er nie zuvor gethan hatte.

Woher diese Veränderung kam, war bald keinem Menschen ein Geheimniß. Sie war zugleich mit der Rückkehr des Baron Villers von seiner Cavaliertour eingetreten.

Bei diesem jungen Herrn — er mochte acht und zwanzig Jahre alt sein — traf der alte Spruch wie-

der einmal recht ein: „Wer da hat, dem wird gegeben;“ denn er besaß Alles, was der Mensch begehren kann: edle Geburt, den größten Reichthum im Lande und eine weit sorgfältigere Erziehung als andere Cavaliere. Dazu war er schön, mit leuchtenden Augen und einer klaren Stirn, daß ihm alle Herzen zufielen, auch das unseres Gebieters. Denn der einsame mißtrauische Fürst konnte bei dem Baron nicht wohl Hintergedanken fürchten, weil dieser ja Alles hatte, was ihm ein Herzog hätte gewähren können, und so vergab er es ihm gern, daß er von seinen Reisen allerlei Ideen mitgebracht hatte, die wenn sie zur Ausführung kamen, großen Rumor im Lande machen mußten; denn der Herzog erkannte wohl, daß es der Baron redlich meinte und zu Opfern bereit war; auch war er selbst den neuen Ideen nichts weniger als abhold; es sollte nur Alles von ihm ausgehen. Es war ihm schon recht, wenn der Bürger aufathmete und der Bauer von der Scholle loskam; aber er wollte das Maaß bestimmen und den Ruhm einerndten. Man pflegte die Bäume damals, aber man ließ sie nicht wachsen, wie sie von Natur sollten.

Wenn der Baron jetzt aber auch der erklärte Liebling des Herzogs war, so blieb er doch nur Kammerherr und rückte nicht empor, weil er dem Haß und Neid ausweichen wollte, als ob der nicht am meisten

von Seinesgleichen verfolgt würde, welcher am freiesten dasteht. Er sollte es bald erfahren; denn je mehr das Land von ihm hoffte, je eifriger sich Alles der aufgehenden Sonne zuneigte, um so mehr haßten ihn diejenigen, welche sich gleich vornehm dünkten und vor seinen Ideen fürchteten, deren Ausführung nur auf Kosten des Adels geschehen konnte; er galt ihnen natürlich für einen Abtrünnigen vom eignen Vortheil des Standes. Da sie aber jetzt nicht an ihn konnten, zeigten sie ein lächelndes Gesicht und täuschten ihn, daß er es glaubte. Denn er war einer von den Poeten, welche das Menschenherz aus- und inwendig kennen und doch denjenigen Menschen gegenüber, mit welchen sie gerade im Leben zu thun haben, verloren sind. Er legte immer den Edelmuth seiner eignen Seele als Maaßstab an, und maß darum das Große richtig, aber das Kleine stets falsch und wollte nicht glauben, daß wir ein böses reißendes Geschlecht sind.

Wir gemeinen Leute sahen in ihm freilich den Retter und bewahrten jedes Wort, womit man sich von ihm trug. Am meisten lachten wir Beide, ich und der lange Peter, mein Freund und Läufer beim Herzog, über die glatten witzigen Verse, welche am Hofe plötzlich in Umlauf kamen und von aller Welt dem Baron zugeschrieben wurden; aber wir hörten

auch wohl da und dort, wie die Vornehmen darüber erzürnt waren und ihn um seiner Gottesgabe willen verachteten, und hätten ihn gern gewarnt, wenn es sich hätte schicken wollen. Gar oft und viel mußte ich ihn um seinen schneeweißen Hals betrachten, als ob er locker säße, wie zu einem Meisterstück für den Scharfrichter; denn es taugt nicht, wenn Einer ganz anders aussieht, als andere Leute, und der Baron sah anders aus, selbst seine Kleidung saß ihm leicht und lose und sein schönes blondes Haar hatte keinen Puder mehr getragen, seit er sein eigener Herr war.

Freilich jetzt mußten ihm seine Feinde noch huldigen und ließen sich in ein lustiges Leben hineinziehen, daß man unsern Hof nicht mehr erkannte. Sie mußten wohl; denn der Baron hatte alle Frauen auf seiner Seite, und flog hin und her, wie ein Bienlein, wenn die Linden blühen. Man hätte ihn gar für leichtsinnig halten können und für überaus flatterhaft; die meisten hielten ihn auch dafür; nur ich nicht, denn ich hatte ihn wohl auch traurig gesehn, daß ich gewiß war, auch er habe seinen Kummer und es sei schon ein Reiflein über die frische Blume gekommen. Was es aber sein mochte, konnte ich nicht ergründen.

Jedoch an einem warmen Augustabend wurde mir das Räthsel plötzlich klar.

Das Sommerwasser hatte mir das Ufer einer Wiese beschädigt, und um den Schaden nicht weiter wühlen zu lassen, hatte ich den ganzen Tag mit meinen Knechten Pflöcke eingeschlagen und saß noch, als die Knechte Feierabend gemacht hatten, auf dem hohen Ufer und flocht Weiden zusammen. Die Hitze war recht unerträglich gewesen; ich ließ endlich die Arbeit sinken, als ein kühles Lüftchen sich erhob, und schaute nach der Insel hinüber, die dort mitten im Strom liegt, weil die letzten Sonnenstrahlen gar so herrlich in dem hohen Bäumen verglühten. Es kommt selten an Unsereins, daß man darauf Acht haben kann, wie schön doch die Gottesnatur ist; aber heute ließ ich mir Zeit und schaute in das Wasser, das so recht tief und still um die Insel fließt. Ich dachte an unsere Herzogin, die sonst auch die Insel besonders gern hatte und oft besuchte. Heute war aber kein Mensch in der Nähe und die Sommernacht brach herein, ohne daß ich etwas vernahm, als das Schlagen der Amsel und das Treiben und Knistern in der wachsenden Natur.

Ich rüstete mich schon zum Heimweg, blieb aber stehen, als ich singen hörte; mein Lebenlang habe ich keine mildere, weichere Stimme vernommen. Der Ton kam von einem Kahn herüber, welcher langsam von oben herab trieb. Als er in meine Nähe kam, er-

kannte ich trotz der nächtigen Schatten den Baron, der das Ruder eingezogen hatte und nur leise mit dem Steuer lenkte. Jetzt verstand ich auch die Worte, welche er sang:

Wo such' ich Dich?
  Im Morgenlicht, das grell
  Den träumerischen Wald erschreckt,
  Im Morgenthau, der hell
  Mit kühlem Kuß den Schläfer weckt?
O meine Sonne, frischer Thau!
Wo find' ich Dich, Du holde Frau?

Wo such' ich Dich?
  Im letzten Abendstrahl
  Wenn sich kein Ton, kein Blatt mehr regt,
  Der Friede sich durch Busch und Thal
  In sanftem Wandeln hinbewegt?
O süßer Frieden, stille Au —
Wo find' ich Dich, Du hohe Frau? —

Er sang noch weiter; ich konnte aber die Worte nicht mehr verstehen, und ging, als auch er plötzlich abbrach, weil er auf der Insel gelandet sein mußte, langsam meiner Wege.

Da ich noch mehrere Tage mit meinem Wasserbau zu thun hatte, wurde ich gewahr, daß der Baron allabendlich dieselbe Spazierfahrt machte und hörte ihn gar oft noch singen, bisweilen lustig, aber viel öfter recht schwermüthig. Ich habe aber die Worte nicht verstanden oder nicht im Gedächtniß behalten.

Nur noch eines Verses erinnere ich mich, weil mich die Seele, die ihn gedichtet hatte, gar zu sehr dauerte:

> Unser Leben ist Begehr
> Und ein Sehnen nach dem Fernen.
> Ach! es ist doch gar so schwer,
> Diese Menschen lieben lernen.

So ging der August herum und fast der September, als ich eines Abends, wie ich vom Felde heimkam, den langen Peter in meiner Stube traf. Er war selbst beim Herzog wohl gelitten, denn so zäh wie seine Sehnen, war auch sein Gemüth im Lieben und Hassen; dabei war er bekannt auf zwanzig Meilen im Umkreis durch sein munteres Wesen und seine trockenen Witze, womit er keinen Menschen ungeneckt lassen konnte. Wir hatten auch immer einen Wortkrieg und er fing immer an. Heute aber saß er ganz ruhig auf der Bank und grüßte mich mürrisch und ohne Witze, als ich ihm Willkomm bot.

„Der Sommer ist vorbei," sagte er mit einem trübsinnigen Gesichte.

„Du machst es wohl wie Eulenspiegel," entgegnete ich, immer noch in der Meinung, er wolle Possen reißen „und heulst, gerade wenn noch das schönste Wetter ist, weil später dann das schlechte kommen muß. Das ist die Weisheit eines Narren."

„So meine ich's nicht!" rief er heftig, „ich wollte damit nur sagen, daß sie endlich doch den Baron von Villers weggebissen haben, und daß das bischen Hoffnung des gemeinen Mannes mit der heutigen Sonne untergegangen ist."

„Bist Du nicht bei Trost!" sagte ich; „mach' keine Possen; sag', was hat es gegeben?"

„Ich weiß es nicht recht; aber was ich mir zusammen reimen kann, ist, daß ihn der Herzog fortschickt, um ihm nichts Schlimmeres thun zu müssen. Es ist unter den Vornehmen nicht anders, als unter uns. Wenn ein gescheidter Mensch ein gutes Geschäft gemacht hat und es ist gelungen, so wollen es ihm gleich alle andern nachthun. So hat der König von Preußen Schlesien genommen und hält's fest; jetzt wollen plötzlich alle Hechte die Weisfische fressen. Ich habe Dir ja schon erzählt, was sie seit einigen Wochen am Hofe munkeln, daß eine Verschwörung in den Fürstenthümern angezettelt sei, um diese kleineren Herrschaften an den Churfürsten von Sachsen zu verrathen. Und einer dieser Verschworenen soll jetzt der Herr von Villers sein." —

„Das ist nicht wahr!" rief ich; „Lügen! Lauter Lügen von seinen Feinden, von den Bösen gegen den Guten!" —

„Sage ich denn, es sei wahr, daß Du mich so anschreist?“ entgegnete der lange Peter; „ich erzähle ja nur, was ich mir denke. Gestern Abend hat mich der Herzog nach Luckau geschickt, — es sind zwölf feste Stunden, — und als ich mit der Antwort heute Nachmittag wieder kam, war gerade geheime Rathssitzung und ich mußte warten, schlief aber darüber etwas auf meinem Stuhle ein und erwachte erst, als schon einige der Herren heraus und an mir vorübergegangen sein mußten. Zuletzt kam der Herzog selbst mit dem steifnäsigen Herrn von Kettel.

Ich behielt die Augen zu, aber die Ohren offen und hörte gerade noch, daß der Herzog sagte: „Mag sein, daß er vor vier Jahren ähnliche Gedanken gehegt hat — es mag sein, denn bis dahin sind Eure Beweise ziemlich vollständig, aber jetzt, jetzt ist er unfähig, an Verrath zu denken.“

Der Oberhofmeister schwieg und zuckte nur die Achsel.

„Ich weiß, daß Ihr ihn haßt,“ fuhr der Herzog fort — „aber das ist für mich kein Grund, ihn zu verderben, weil er einmal in seiner unreifen Jugend närrische Gedanken gehegt hat. — Die Sache ist abgemacht; ich will nichts weiter hören; Herr von Villers geht am Montag nach Paris und ich — er

sprach es nicht aus, aber er seufzte. — Ich habe den Herzog noch nie seufzen hören und darum sagte ich: „Der Sommer sei vorbei.“ —

Was wir uns sonst noch den Abend erzählten, ist für diese Geschichte gleichgültig, der junge Herr wußte ja nicht, daß wir ihn im Herzen trugen, und wußte nicht, daß ich seiner jeden Tag gedachte, bis der Sonntag Abend herankam.

Ich stand an meiner Gartenmauer und sah nach dem Schloß hinüber, wo alle Fenster hell waren, und die Pechfackeln auf den Terrassen brannten, daß man deutlich Herren und Damen konnte auf- und abwandeln sehen. Denn der Herzog hatte noch einmal ein Fest angerichtet, weil er nicht wollte, daß das, was Ungnade war, wie Ungnade aussähe.

Mir war es wohl in meiner Abgeschiedenheit, wo ich nur mit meinem eigenen Herzen und Gewissen in's Reine zu kommen hatte, und ich war ganz in meinen Gedanken, daß ich nicht wenig erschrack, als plötzlich der Hund des Herzogs mich schnuppernd umkreiste und der Herzog selbst mich bei Namen rief.

Er hatte freilich oft die Gewohnheit, daß er den Festlichkeiten aus dem Wege ging, aber ich erschrak doch, und es fiel mir ein Stein vom Herzen, als er endlich ruhig sagte: „Ich höre soeben, daß meine Ismene nicht frißt und Krämpfe hat; komm gleich

mit mir, um dort zu wachen; das edle Thier steht im Fohlenhof."

Ich ging schweigend hinter ihm her, als er den geraden Weg durch die feuchte Wiese einschlug, um rascher den Fohlenhof zu erreichen, der gerade am oberen Ende des Parkes lag. Nur den Büschen und Baumgruppen, die festlich mit farbigen Lampen erleuchtet waren, wich er aus, sobald er Stimmen unter den Bäumen vernahm.

Als wir aber wieder an ein Gebüsch kamen, blieb er plötzlich horchend stehen und griff mit seiner Hand zurück, um auch mich anzuhalten.

Jetzt erkannte ich die Stimme der Herzogin und hörte so gut wie er die Worte: „Sprechen Sie nicht von Exil! — Sie sind nicht für kleine Verhältnisse geschaffen, und müssen meinem Gemahl dankbar sein, daß er Sie in die Hauptstadt der Welt versetzt, wo Alles aufblühen kann, was in Ihnen keimt. — Ich wollte Ihnen dies schon heute Mittag sagen, aber ich liebe keine Zeugen, als hier meine treue Freundin neben mir, wenn ich einer wahren Theilnahme Worte geben möchte."

„So ist es nicht Zufall, daß ich hier meiner Fürstin begegne?" fragte Herr von Villers; seine Stimme zitterte. Es trat eine Pause ein.

„Nein," sagte sie endlich; „es ist kein Zufall;

ich wollte Abschied nehmen. Die Sonne und die Erde erreichen sich nicht, aber die Sonne lacht der Erde und die Erde dankt ihr mit duftenden Blumen. Der Schmerz wird den Boden lockern. — Leben Sie wohl, Baron, es ist ein Scheiden für immer; sonst dürfte ich Sie nicht so trösten!" —

Er war vor ihr niedergekniet und hielt die Hand, welche sie ihm zum Kusse gereicht hatte, eine Zeitlang fest; dann erhob er sich und ging wortlos fort.

Als aber seine Schritte auf dem Kiesweg nicht mehr gehört wurden, stürzte die Herzogin ihrer Hofdame um den Hals und weinte bitterlich, folgte jedoch, als Fräulein von Jochheim sie mit sanfter Gewalt fortzog.

Auch der Herzog ging jetzt schweigend weiter, auf dem nächsten Weg nach dem Fohlenhof; doch zog er einigemal sein Tuch und schien sich den Schweiß von der Stirne zu wischen.

„Schweißtropfen! Blutstropfen!" dachte ich, aber ich wagte es kaum zu denken. Mir fiel plötzlich ein, daß der nächste Weg nach dem Fohlenhof uns an der Uferstelle vorbeiführen mußte, wo ich den Baron sonst hatte singen hören. Ich war überzeugt, daß er Abschied von seinem Lieblingsplatze nehmen würde, und uns noch einmal begegnen mußte.

Ich wagte deshalb einen andern Weg vorzuschlagen, weil ich am Uferpfad viele Gräben ausgestochen habe, allein der Herzog antwortete nicht, sondern schritt weiter und blieb auch stehen, als er das Singen vernahm, welches nicht auf sich warten ließ:

Was willst Du Herz? Hör' auf zu schlagen!
  Du wirst am stummen Leid vergeh'n;
Den Kummer darfst du Niemand klagen,
  Dein Glück selbst darfst du nicht versteh'n!

Du dürstest, wo die Quellen rinnen,
  Siehst das Ersehnte immer flieh'n.
Mußt, um den Himmel zu gewinnen,
  Am Paradies vorüberzieh'n.

O bitt'rer Himmel, Reich der Schmerzen,
  Die jeden Morgen sich erneu'n;
Wer mag sich denn, ein Schwert im Herzen,
  An deiner Seligkeit erfreu'n?

Verzeih' mir, Gott, dies Wiederstreiten,
  Daß ich den rechten Pfad verschmäh';
Ich will ja scheiden, will ja meiden,
  Doch Beides, ach! thut gar zu weh.

Verzeih', verzeih' ein menschlich Regen,
  Denn grausam ernst ist dein Gebot:
Daß ohne Opfer sei kein Segen
  Und keine Freiheit ohne Tod.

Ich verstand ihn wohl; ich hatte auch ein Mädchen lieb gehabt und der Vater hatte sie mir nicht gegeben, weil ihm meine Hand blutig vorkam. Der

Herzog mochte ihn wohl auch verstanden haben, denn — er fuhr mit der Hand über die Augen, als ob er weinte.

So kamen wir auf den Fohlenhof.

Des andern Morgens sah ich den Herzog, wie sonst, einsam und finster, zur Jagd reiten; ich konnte mir also denken, daß der Baron abgereist sein mußte, und war im Herzen froh darüber, denn auch das beste Menschenkind thut besser, die Versuchung zu meiden, als ihr zu trotzen.

Da ich selten in die Stadt kam, hörte ich auch bis zum vierten Tage nichts; an diesem Abend hatte ich aber einmal Lust, andere Menschen zu sehen und war schon unterwegs nach der Gemeindeschenke, als mir noch in der Allee der lange Peter begegnete.

Wie er mich nur sah, kam er rasch auf mich zu und drückte mir wärmer als gewöhnlich die Hand, während ihm die hellen Thränen aus den kleinen guten Augen hervorströmten.

Ich kann es nicht gut mit ansehen, wenn ein starker Mann weint und muß dann auch weinen. Wir standen uns deshalb eine ganze Weile wortlos gegenüber und ich weiß heute noch nicht, warum mir gleich der Baron in den Sinn kam, als endlich Peter die Worte hervorstieß: „Er ist todt!“ —

Das Blut schoß mir siedendheiß in den Kopf und ich sagte heftig: „Also war der Herzog doch ein Pilatus und läßt den Gerechten verderben.“

Peter sah mich groß an, denn er verstand mich natürlich nicht: „Bist Du verrückt,“ sagte er, „oder juckt Dich das Genick, daß Du solche Reden führst? — Ich bin eben auf dem Wege zu Dir; ich wollte Dir nur sagen, daß der Herr von Villers bei Eisenach von Strauchdieben überfallen, und da er sich zur Wehre setzte, erschossen worden ist. Es ist noch keine Stunde, daß ein reitender Bote diesen Bericht gebracht hat.“

Wir redeten jetzt noch viel hin und her; denn der Mensch ist einmal so, daß er sich in jedes Geschick so gut als möglich zu finden sucht, um nicht irre zu werden an der himmlischen Gerechtigkeit. Wir kamen aber doch nicht ins Reine, warum hier ein Stern aufgegangen war, nur um wieder zu erlöschen.

Peter war indeß besser daran als ich; wenn er ausgeweint hatte, war für ihn die himmlische Gerechtigkeit wiederhergestellt; ich aber bin von Haus aus ein Grübler und konnte mir den Baron nicht aus dem Sinn schlagen und die Herzogin nicht, welche ja ihren Schmerz nicht einmal den stummen Wänden anvertrauen durfte. Ich selbst hatte gar manches in jener Zeit auf der Seele und so wurde ich durch

diese Geschichte vollends menschenscheu, daß ich nirgends hinging, als wo ich hin mußte, und mir gar oft einen schnellen Tod herbeiwünschte.

Dazu hatte ich ohne Grund eine Abneigung gegen den Herzog fassen müssen, dessen Brod ich doch aß, und war deshalb recht froh, als endlich der letzte Oktober herankam und der ganze Hof wegzog.

Mein Freund Peter mußte freilich mit weg und so hatte ich gar Niemand mehr, mit welchem ich ein offenes Wort reden mochte, und saß oft verdrüßlich genug die langen Abende in meiner Stube. Die Gedanken ließen mich doch nicht schlafen, und so wartete ich bis in die späte Nacht hinein, wenn Knechte und Mägde längst schlafen gegangen waren und las in Büchern oder horchte auf Sturm und Regen.

So spann ich auch am 6. November 1750 noch spät in der Nacht von meinen Gedanken ab, ohne daß mein Rocken kleiner wurde, als die Hunde plötzlich anschlugen und bald darauf ein Wagen auf dem freien Platz vor dem Hause rasch wendete und vor meiner Thür hielt.

Ich erkannte schon am Hufschlag, daß es edle Pferde sein mußten, die den Wagen zogen und trat mit dem Lichte unter die Thür, um nach dem Begehr der späten Gäste zu fragen.

Man ließ mir aber kaum Zeit, den verschlossenen Wagen, in welchem alle Vorhänge herabgelassen waren, zu beleuchten, und ein vermummter Mann, der schon vorher herausgesprungen sein mußte, fragte mich barsch: „Ist Er der Scharfrichter?“

Ich mußte dies natürlich bejahen und er fuhr in demselben knappen Tone fort: „So nehme Er sein bestes Richtschwert und Seinen Mantel und steig' Er ein.“ —

„Ich darf das Schwert nur aufheben, wenn die Gerechtigkeit meinen Arm unschuldig spricht,“ entgegnete ich und trat einen Schritt zurück.

Er riß mir aber das Licht aus der Hand und die Wagenthür auf und leuchtete hinein, daß ich vier Bewaffnete darin konnte sitzen sehen. „Sieht Er? — also halte Er uns nicht auf, freiwillig oder böswillig, Er muß mit!“

Ich sah wohl, daß mir nichts übrig blieb, als Mantel und Schwert zu holen, wobei er mich begleitete und nicht aus den Augen ließ.

Endlich saß ich im Wagen und mußte mir, obschon es dunkel genug war, auch noch die Augen mit einem breiten Tuch verbinden lassen, daß sogar mein Gehör gehemmt war; dann rollten wir fort.

Zuerst fuhren wir thalabwärts; auf einmal aber, wahrscheinlich unten auf den großen Wiesen, lenkte

der Kutscher die Pferde in immer rascherem Zuge mehrmals im Kreise herum, und als ich nach einem gewaltigen Ruck, als ob wir über einen Graben setzten, merkte, daß wir wieder über festeren, steinigten Boden fuhren, wußte ich nicht mehr, nach welcher Weltgegend es hinging.

Seither hatte ich mich nur angestrengt, den Weg zu merken; jetzt erst kamen mir andere Gedanken oder vielmehr gar keine Gedanken, als allein eine große Angst, daß man meine Kunst, die mir sonst bitter genug ankam, mißbrauchen und mich um meine Seligkeit bringen wolle. Ich konnte aber keinen Satz ganz ausdenken, wie man oft im Traume rechnet und rechnet und doch nicht fertig wird. Selbst die Zeit, die wir unterwegs zubrachten, konnte ich nicht mehr abschätzen; sie kam mir unendlich lang vor und doch war mir wieder, als wären wir keine Stunde gefahren, als endlich so lange Halt gemacht wurde, bis eine knarrende Zugbrücke herabgelassen war, und der Wagen dann dumpf über die Brücke und polternd über einen gepflasterten Weg oder Hof rollte. Endlich ließ man mich aussteigen und führte mich lange Trepp auf, Trepp ab, bevor man mir die Binde abnahm.

Mein Auge mußte sich erst an das Licht gewöhnen. Dann fand ich mich in einem kleinen gewölbten

Gemach, wo ein Feuer im Kamin brannte und ein Tisch mit Wein und Speisen stand. Hinter mir waren die Riegel zugefallen und nur zwei vermummte Diener standen regungslos an der Wand, der Eine mit meinem Mantel, der Andere mit meinem Schwert.

Ich mag wohl, wenn ich heute auch nichts mehr davon weiß, sonderbare Fragen an sie gethan haben; ich erhielt aber keine Antwort, als: „Wärme Dich, iß und trink', daß Du zu Deinem Geschäft geschickt bist.“

Daß dies nöthig war, sah ich wohl ein und stellte mich, stille betend, vor das Feuer, nahm auch ein weniges Wein und Brod.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde ich abgeholt und durch einen langen schmalen Gang in ein großes hellerleuchtetes Gewölbe geführt. Es war ganz leer, nur in der Mitte war kunstgerecht ein Sandhaufen aufgeschüttet.

Man hatte mich hier allein stehen lassen, bis endlich aus der entgegengesetzten Thüre ein Mann mit einer seidenen Maske vor dem Gesichte und mit goldenen Sporen an den hohen Reiterstiefeln eintrat, einmal, daß es dröhnte, mit großen Schritten um den Sandhaufen herumschritt und dann vor mir stehen blieb, daß ich seinen starren Blick nicht ertragen konnte.

Ich bebte zusammen; er aber sagte: „Zittre ja nicht! — Wenn Deine Kunst fehlt, mußt auch Du sterben.“

Doch faßte ich mir ein Herz und antwortete: „Meine Kunst wird schon nicht fehlen, wenn es Gottes Wille ist, ich habe aber bei meiner Meisterschaft mit einem hohen Eide beschworen, nur denjenigen zu richten, der von seinem zuständigen Richter nach Recht und Gesetz verurtheilt ist.“ —

Er schwieg, weil jetzt ein Zug schwarzgekleideter Männer eintrat und sich in einem weiten Kreise aufstellte, während eine Figur, den Leib ganz in einen ledernen Rock verhüllt, über Kopf und Gesicht mit einer Lederkappe, daß nur ein schmaler Streifen weißen Halses sichtbar war, hereingeführt wurde und niederknieete.

Jetzt trat der Mann mit den goldenen Sporen vor den Verurtheilten und sagte laut: „Anerkennst Du selbst, daß ich und die Männer, die vor Dir stehen, Deine zuständigen Richter sind?“

Der arme Sünder bejahte es deutlich.

„Und hast Du noch etwas zu sagen, so rede!“ fuhr der Erste fort.

Klar und frei antwortete der Verurtheilte: „Ich habe nichts weiter zu sagen, denn ich will eher den Tod erleiden, als meinen Gott und meinen Fürsten

anklagen. — So mag denn das ewige Schweigen über mich kommen!"

Er schwieg jetzt und schien zu beten.

Der Richter winkte mir, und auf Einen Schlag fiel das Haupt.

Ich selbst mußte mich, als ich gethan, was mein Amt verlangt, abwenden und befahl die arme Seele dem barmherzigen Gott.

Als ich wieder aufschaute, waren Rumpf und Kopf verschwunden und vermummte Diener beschäftigt, jede Blutspur mit frischem Sande zu verdecken.

Die Richter standen noch wie zuvor; der Mann mit den Sporen wollte mir einen Beutel reichen; ich verneinte aber und bat ihn allein, mich ziehen zu lassen, denn ich kannte jetzt die Augen, die mich anstarrten und hatte auch die Stimme dessen gekannt, der zum Letztenmal gesprochen hatte.

Wie ich hergekommen war, wurde ich zurückgebracht. Als ich auf meinem Hofe ausstieg, war es die andere Nacht, und als der Tag wieder anbrach und ich Schwert und Mantel an ihren Platz bringen wollte, fand ich den Beutel mit Gold.

Das Geld habe ich alsbald in den Opferstock getragen, daß es Niemand sah; das Schwert steckt noch heute blutrostig in der Scheide und hängt in der einsamen Ecke; ich habe es nie wieder gebraucht, und

Kind und Kindeskind sollen es desgleichen nicht thun. —

Aber ich habe noch erlebt, daß der Herzog auch unter der Hand eines Stärkeren seufzen mußte und vor mir starb, um sich vor Gott zu verantworten über dieses Blut.

Das Schloß ist zerfallen, die Gärten sind wüste geworden. So oft der erste Juli herankam, habe ich Gott inbrünstig gedankt, daß der Herzog nie wieder nach Schloß Werneck zurückkehrte."

II.

Süd und Nord.

In der Nähe einer kleinen Reichsstadt, die es nicht vergessen, daß sie noch vor fünfzig Jahren eigene Freiheiten und eigenes Gebiet besaß, liegt auf der gegenüber sanftansteigenden Höhe, nur durch den klaren Fluß und ein schmales Wiesenthal getrennt, die alte Posthalterei.

Die weitläufigen Gebäude stehen mitten zwischen den fruchtbaren Aeckern, welche zum Gute gehören, und ihren Besitzer, auch ohne ein anderes Geschäft, mehr als reichlich nähren würden.

Weil aber der Fahrweg unmittelbar am Gehöfte vorbeiläuft, weil unter den alten schattigen Kastanien des Gartens der kühle Trunk doppelt schmeckt und von da aus die Thürme und Mauern der Stadt sich gar stolz ansehen; weil auch die Posthalterin nicht wüßte, wie sie anders ihrer sorgsamen Lebendigkeit genügen sollte, so hat sie die Wirthschaftgerechtigkeit,

welche schon lange auf dem Hofe ruhte, wieder aufleben lassen, unberührt von der Hast der Zeit, von Eisenbahnen und Dampfschiffen, welche uns das Posthorn fortgenommen und mit ihm die behaglichen Wirthinnen, denen der Fremde ein willkommener Gast war, um vor ihm das Beste in Küche und Keller auszubreiten, welche den Abreisenden freundlicher um sein Lob, als um seine Goldstücke ansahen.

Frau Wandler wollte ein solcher guter Geist der Fußwanderer bleiben, so lange sie sich rüstig fühlte, und hatte soeben mit derselben Pünktlichkeit, als wenn sie große Gesellschaft erwartete, den Tisch hergerichtet, obwohl sie auf ihr feines Damasttuch nur ein einziges Gedecke legte. Noch einmal fuhr sie dann mit der Schürze über das Klavier, öffnete ein Fenster für die warme Oktobersonne, warf durch den Schieber noch einen umsichtigen Blick in die Küche, ob Alles fertig sei, und machte sich dann selbst auf, ihren Gast aus dem Garten, welcher jenseits des Fahrweges liegt, zu holen.

Der Gast stand vor dem Bienenhaus und betrachtete aufmerksam das fleißige Spiel der Thiere, so daß er es gar nicht zu hören schien, als Frau Wandler, welche hinter ihm einen Dahlienstock wieder aufrichtete, den der Nachtwind umgeworfen hatte, ein Gespräch beginnen wollte, indem sie sagte: „Die

Dahlie ist eine schöne Blume; ich mag sie aber so wenig leiden, als die Astern; beide mahnen an's Ende aller Freuden!" — Erst als sie lauter bemerkte, der Tisch sei gedeckt, wandte sich der Fremde und ging ohne ein Wort zu sagen, nach dem Hause zu.

Er war ein Mann in hohen Jahren, von einer fast kolossalen Größe, aber sein Gang war noch sicher und gestreckt, und trotz der harten Züge, welche die Wirthin „aus Hagenbuchen geschnitzt" nannte, war sein Gesicht klar und freundlich; die hohen Reiterstiefel und der abgetragene Rock machten die Ehrfurcht darum nicht geringer, mit welchem ihm die Wirthin und alles Gesinde begegneten. Er ging rascher als Frau Wandler und stand schon vor dem gedeckten Tisch, die Hände zum stillen Gebet gefaltet, als die Wirthin noch unter der Hausthüre zögerte und nach einem Wagen ausschaute, welcher die Höhe herabkam.

„Ach, Bärbel!" rief sie jetzt rasch in die Hausflur hinein, „trage dem Herrn Christoph auf; ich kann nicht — es kommen die Studenten!"

Lebhaft trat sie an den Wagen heran, der jetzt anhielt und aus welchem vier lachende Gesichter herausschauten. Eines davon mußte ihr bekannt sein, denn sie rief erfreut: „Nun, das heiße ich doch Wort halten; ich glaubte fast, man habe auf der Universität die Mutter Wandler ganz vergessen?"

„Vergessen, vergessen?“ antwortete der Angeredete; „man vergißt nicht, wo man im ganzen Land am besten ißt und trinkt; nein, Mutter Wandler! Aber heute muß es doppelt hoch hergehen, denn ich bringe Euch lauter Gäste aus Norddeutschland, die nicht glauben wollen, daß man gut bei uns lebt.“

„Ach, so weit her!“ sagte sie erstaunt; „aber Ihr kommt mir so über den Hals, und da mache ich meine Sache am Ende nicht richtig; hätten Sie es mir doch nur vorher durch den Kondukteur sagen lassen.“

„Tante Wandler, haltet uns jetzt keine Reden, wir sind hungrig; aber sagt, wer sitzt denn da drin in der Herrenstube?“

„Es ist Niemand, der Euch hindert; es ist der Herr Christoph, und der hat das junge Blut so gern, wie ich; Ihr könnt singen und trinken; wenn er gerade die Laune hat, macht er schon mit.“

Man konnte sehen, daß der Name des Herrn Christoph sogar den Fremden nicht unbekannt sein mußte, denn sie flüsterten zu gleicher Zeit ihrem Wortführer Fragen zu: „Ist das nicht der Republikaner, der für das Königthum ficht? — der Geisterseher? — der Wunderdoktor?“

Frau Wandler hatte aber feine Ohren und sagte derb: „Studirte Herren sollten so dummes Zeug nicht

nachreden; der Herr Christoph ist brav wie ein Apostel des Herrn, und wenn's in unseren protestantischen Landen Heilige gäbe, würd' ich zu ihm beten, wenn er schon oft thut, als hörte er mich nicht. — Doch wartet nur, ihr Herrchen, wenn der Alte will, so kommt Ihr heute nicht mehr fort, und wenn Ihr der Weisheit durchgehen wollt, so hält er Euch durch Schwänke fest."

Die Studenten lachten. Doch sagte derjenige, welcher sich auszukennen schien: „Frau Wandler hat Recht; es giebt keinen edleren Mann im Lande; ein seltsamer Herr ist er freilich!"

„Wir sind Alle seltsam!" sagte die Wirthin etwas erbost; „doch Essen macht klug; gehen die Herren einstweilen in den Garten; ich lasse gleich anstechen und wenn die Suppe fertig ist, rufe ich schon."

Eine Zeitlang hörte man aus dem Garten herüber lustiges Lachen und lebhaftes Sprechen; doch dauerte es nicht lange, daß die fröhlichen Gesellen sich wieder dem Hause nahten und unmittelbar vor dem offenen Fenster der Herrenstube mit ihren frischen Stimmen zu singen anhuben. Ihre Absicht gelang aber nicht. Zwar stürmte Frau Wandler einen Augenblick aus der Küche heraus und rief: „Kinder, singt mir jetzt nicht, sonst muß ich zuhören und Euer Essen

wird nicht fertig!“ Herr Christoph aber, auf den die Sache angelegt sein mochte, that nicht dergleichen, als ob es ihn anginge, und mischte sich auch nicht ins Gespräch, als die Studenten endlich mit ihm zu Tische saßen und sich das Mahl schmecken ließen. Dennoch nickte ihnen Frau Wandler insgeheim zu, sich nicht beirren zu lassen, denn Herr Christoph hatte gegen seine Gewohnheit noch einen zweiten Schoppen Wein verlangt und blieb, obwohl er abgegessen hatte, sitzen, ja er fragte zuletzt dies und das nach den Professoren der Universität, und wußte so gut Bescheid in der neuesten medizinischen Literatur, daß sich zwei der Fremden, welche Medizin studirten, verwundert ansahen.

Schon löste sich die Schüchternheit, als ein Zwischenfall die ganze Freude, den Alten zum Sprechen zu bringen, zu unterbrechen drohte, denn ein Bote trat ein und bat den Herrn Christoph, alsbald zu einem Kinde zu kommen, welches in einem benachbarten Dorfe schwer erkrankt war.

Er erhob sich ohne ein Wort zu sagen, während die Wirthin schon nach dem Knechte rief, das Pferd zu satteln. Er schien dies aber selbst thun zu wollen, denn er ging nach dem Stalle und ritt in wenigen Minuten weg.

„Ob der Mann nicht aussieht, wie aus einer ganz andern Welt; seht nur den ungeheuren großknochigen Rappen an, auf dem er reitet, er selbst eines Kopfes höher als andere Menschen, und der Neufundländer, der hinterdrein stiebt, ist auch die größte Bestie, die ich je gesehen;" — sagte einer der Fremden; „Schade, daß er fort ist."

„Ich glaube, er will wieder kommen und mit Euch reden," bemerkte Frau Wandler, „denn er hat sein Glas über die Flasche gestürzt; das ist ein Zeichen, daß ich den Wein nicht wegsetzen soll. Aber Ihr müßt mir folgen; wenn er wieder kommt, muß er so dazu kommen, daß gerade Einer von Euch eine Geschichte erzählt; dann bringt Ihr ihn am ehesten zum Reden, und er wird auch erzählen."

Die Studenten stimmten bei und überließen sich fröhlichem Trinken und Singen, bis eine Stunde oder mehr um war. — Dann trat die Wirthin ein und sagte: „Nun ist's bald Zeit; jetzt muß Einer der Herren zu erzählen anfangen, daß Herr Christoph mitten in die Erzählung hineinkommt; sonst merkt er die Absicht."

„Dann mag uns Ferdinand zuerst etwas aus Oberschwaben erzählen," sagte einer der Fremden; „so eine recht katholische Geschichte."

„Etwas Ernsthaftes!“ meinte ein Zweiter; „denn wenn der alte Herr zuerst zwischen meine Berliner Witze hineinkommt, könnte er Anstoß nehmen.“

„Es sei,“ antwortete der Süddeutsche, dem die Frau Wandler noch besonders freundlich zunickte, und hob mit seiner weichen Stimme an: „ich will meine Geschichte absonderlich benennen:

1.

Die Priesterhochzeit.

In Oberschwaben, wo nur das Wiesenthal am grünsten ist und die klaren Bäche rauschen, oder wo eine sonnige Anhöhe emporsteigt und schöne Wälder und fette Aecker in der Nähe sind, liegt zumeist auch ein Kloster.

Die weißen Mauern und hohen Giebel sehen von der Ferne immer noch stattlich genug aus; wenn man aber näher tritt, ist es öde in den Höfen; die weiten Säle dienen nur noch als Kornböden und zwischen den Stuckarbeiten an den Lusthäusern der Prälaten nisten die Sperlinge.

Nicht selten ist die Hand der Zerstörung noch schwerer über diesen Häusern des Friedens gewesen; das Hauptgebäude liegt in Trümmern, der Kreuzgang ist gebrochen und verschüttet.

Freilich ist die Gegend gut katholisch geblieben; aber die heiligen Väter und Schwestern sieht man nicht mehr; es ist ihnen von ihrem reichen Gute nichts übrig als sechs Fuß Steinplatte unter dem Säulengang; das andere gehört den Kindern der Welt. Nur die wohlerhaltene Kirche mit dem Schieferdach zeigt an, daß die neuen Erben die ewigen Schätze der Kirche nicht entbehren wollen, wenn sie ihr auch die zeitlichen geraubt haben.

Oft treibt ein alter Obstbaum, der abstirbt, noch einen Nebenschößling üppig und gesund empor; bringt dieser junge Baum dann auch nicht so schöne und vollkommene Früchte, so bleibt er doch in derselben Art. Aehnlich ist aus dem alten Klosterleben ein neues Leben herausgewachsen, weniger heilig, aber ebenso wichtig.

Die Kunst den Garten zu pflegen, die edlen Fruchtbäume zu warten, das reiche Feld in richtigem Wechsel zu bauen, hat der freie Bauer geerbt, der sonst abhängig in den Vorhöfen des Klosters diente; in den erhaltenen Räumen waltet in geschäftigem Treiben der Klosterbrauer, der die fettesten Aecker und

die stattliche Wohnung von den Mönchen genommen hat; im Kreuzgang pocht der Bötticher und hämmert der Schmied, und bei alledem, vielleicht gerade weil der Wohlstand im ganzen Dorfe, das um dieses Kloster herumliegt, größer ist als anderwärts, ist eine satte feierliche Ruhe über dem Ganzen und heiligt die Arbeit.

Ein solches Kloster ist auch Hochmünster.

Das weitläufige Gebäude liegt auf einer sanft ansteigenden Höhe. Die Mauer des Gartens, welcher von drei Seiten das Kloster umgiebt, ist da und dort schadhaft oder eingesunken; um so pünktlicher ist der vordere Flügel des Gebäudes erhalten, der an die Landstraße stößt. Da fehlt kein Stein und kein Ziegel, ja im untern Stockwerk sind sogar die kleinen runden Fensterscheiben verschwunden, und man sieht jetzt bequemer in den hellen Speisesaal. Er ist Speisesaal geblieben; nur daß statt der zarten Nonnen, die von ihrem feinen Backwerk naschen und von ihrem eigenen Wein nippen, jetzt der Fuhrmann hier das kräftige Bier vor sich stehen hat, und der Reisende die derbe Kochkunst der Brauerin lobt.

Rechts von dem Hauptgebäude ist sogar ein Stück Gartenmauer abgerissen und hat einem zierlichen Eisengitter Platz gemacht, hinter welchem ein neugebautes kleines, aber geschmackvolles Haus steht. An

der Vorderseite breitet sich am Spalier ein Mandelbaum aus, der eben zwischen den Blättern blüht und in dem kleinen Vorgärtchen schimmern und duften Tulpen und Hyacinthen. Man sieht wohl, daß der Besitzer dieser kleinen Wohnung viel übrige Zeit haben muß, und möchte schon von dem altersgrauen Dachs, der sich vor der Thüre ungestört sonnt, darauf schließen, daß es ein „Winkel" oder „Auszug" ist, wo Aeltervater oder Großmutter die letzten Tage in Ruhe verbringen, während das Geschäft drüben im Kloster in jüngeren Händen liegt.

Es muß um Pfingsten sein; denn vorn in der Wirthsstube und am Hofthor, sowie am Eingang des Nebengebäudes stecken frische Maien, da und dort eilt eine Magd mit einem Kuchen von einem Haus in das andere; auch im „Winkel" trippelt eine muntere Frau von einigen vierzig Jahren treppauf, treppab, und hat so viel zu sagen und zu befehlen, daß sie und ihre zwei Mägde fast nicht wissen, wo sie zuerst anfangen sollen.

Offenbar wird ein wichtiger Gast erwartet; denn die kleine Frau ist bald unten im Parterre bei der Großmutter und holt sich Rath, bald steht sie mitten im Putzzimmer des ersten Stockes und bewundert sich selbst, wie weiß doch ihre Vorhänge sind, wie geschickt sie alles eingerichtet hat, oder sie tritt immer wieder

an das Fenster, von wo man weithin der Chaussee entlang über die grüne Saat und die goldenen Rapsfelder sieht, und jeden Wanderer, jedes einzelne Geschirr erkennen kann. Schließlich ruft sie sogar noch der Ernestine und der Marie und fragt: „Ist nicht Alles gerade so, wie es Alois gern hat?“ Auf die bejahende Antwort der Mägde setzt sie noch hinzu: „Denn mein Herr Sohn kommt jetzt als Priester; da muß Alles zwiefach rein und proper sein. — Ich möchte nur wissen, warum er nicht schon lange da ist!“ — sie stand schon wieder am Fenster: „aber es kommt nichts und kommt nichts auf dem langen Weg. Da habe ich ja noch Zeit, einen Augenblick zu meiner Schwester hinüberzugehen, ob sie auch in der Küche so weit sind. — Du Marie bleibst da, stehst am Fenster und rufst, wenn Du nur von ferne etwas siehst.“

Gesagt, gethan. Sie war weg. Die Magd stand auch getreulich am Fenster und ließ nicht ab mit Ausschauen; es kam aber nichts des Weges daher, was sie ihrer Herrin hätte ansagen müssen.

Während sie aber vorne hinaussah, nahte sich auf dem Fußweg vom Buchenwalde her, der fast bis an die Gartenmauer grenzt und nur durch ein schmales Kleefeld getrennt ist, ein junger Mann, klinkte sachte das Hinterpförtchen auf und schritt dann langsam,

sorglich umschauend, als wollte er jeden Strauch und Baum begrüßen, auf das Haus zu, ja er nahm sich sogar Zeit, einen Blick in den Kreuzgang zu werfen, sei's um sich dieses Tummelplatzes seiner Kindheit zu erinnern, sei's um Jemand zu suchen, von welchem er gern zuerst begrüßt worden wäre.

Man sah auf den ersten Blick, daß der junge Mann ein Geistlicher war, doch fiel er weder durch eine besonders schöne Gestalt, noch weniger durch feine Gesichtszüge auf; er sah jünger aus, als er seinem Amte nach sein konnte und hatte das langsame gelassene Wesen eines Menschen ohne Leidenschaft.

Erst als er auf die Schwelle seines Hauses trat, und der alte Bello einige vergebliche Anstrengungen machte, an ihm empor zu springen, als er sich niederbeugte, das schwänzelnde Thier zu streicheln, leuchtete sein Gesicht von Gutmüthigkeit und wurde schön.

Er trat zuerst in die Parterrestube, die Stube der Großmutter, welche in ihrem Lehnstuhl am Fenster in der warmen Sonne saß, kaum zuvor Brille und Gebetbuch weggelegt hatte und eingenickt war. Alois blieb unter der Thüre stehen und betrachtete liebevoll die feinen Züge der alten Frau, welche ganz schneeweiß und festlich angethan war, offenbar zu Ehren ihres erwarteten Enkels.

Er rührte sich nicht und wischte sich nur eine Thräne aus den hellen Augen, die er jetzt weit aufschlug, da er sonst gern vor sich niederblickte; allein der Dachs ließ es sich nicht wehren, den Ankömmling zu melden und schnoberte so lange um die Großmutter herum, bis sie erwachte. „Komm näher mein Sohn!“ sagte sie mit einer milden Stimme, deren Metall aber noch nicht im geringsten abgenommen hatte: „komm heran, denn meine Beine wollen mir seit einigen Monaten den Dienst versagen. — O wie habe ich heute schon Gott gedankt, daß er mich diesen Tag erleben läßt.“

Alois war näher getreten, knieete auf den Schemel vor die Großmutter und hielt ihre Hand fest, während sie ihm die Rechte auf das Haupt legte und freundlich sagte: „Der Herr segne Dich, Du bist wohl gerathen und sollst mir die Augen zudrücken, daß wir von nun an bei einander bleiben im Leben und im Sterben.“

Jetzt stürmte auch die Mutter ganz roth vor Hast und Freude in die Stube und rief: „Alois, Alois! Bist Du denn da? — Es ist ja zum Verzweifeln; seit drei Stunden komme ich nicht vom Fenster, um Dich zuerst zu sehen, und nun gehe ich einen Augenblick weg, da mußt Du gerade kommen. Hat Dich denn ein Engel unsichtbar hergeführt? —

Die dumme Marie?" — rief sie noch zwischen die Küsse hinein, mit welchen sie ihr einziges Kind jetzt begrüßte. Sie drehte vor Entzücken den Sohn um und um, ob er so schön und gesund geblieben, wie er ihr sonst vorgekommen war. „Es geht aber heute auch Alles verkehrt!" sagte sie noch ganz in sein Anschauen versunken; „der Schwager ist Dir bis Erbrechtingen entgegengefahren, und jetzt kommst Du zu Fuß! Und wie hungrig und wie müde wirst Du sein!" —

Sie zog ihn jetzt trotz seines halben Widerstrebens von der Großmutter fort und geleitete ihn in den ersten Stock hinauf, der ganz zu seinem Empfang hergerichtet war. „Denn," sagte sie, Du mußt's doch auch einmal wieder fühlen, daß es nirgends so gut ist, als wenn eine Mutter sorgt. Sieh her, es ist Alles, wie Du es gern hast!" Ja sie wollte ihm sogar, als er sich auf dem neuüberzogenen Kanapee behaglich ausstreckte, denn er hatte in der That einen weiten Weg gemacht, selbst die Schuhe abziehen. Er verwehrte es aber lächelnd und sagte: „Nein, liebe Mutter, unser Herr und Meister spricht: ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern daß ich Andern diene."

Sie ließ sich aber so leicht nicht abschrecken. „Ach!" antwortete sie, „unser Herr Jesus Christ meint

das nur im Geiste; im täglichen Leben hat er sich recht gern pflegen lassen von der Martha und ihren Schwestern."

Freundlich drohend hob Alois einen Finger empor und sagte: „Ei Mutter, Mutter, welcherlei Reden für eine Frau, deren Sohn nächsten Sonntag hierorts zum Pfarrer und Verwalter der Sakramente eingesetzt werden soll!"

Sie antwortete ihm nur mit Küssen und er mußte doch geschehen lassen, daß sie ihm wenigstens die Pantoffel anzog, „denn" sagte sie, „wenn Du jetzt auch der Herr Pfarrer bist, und Deine Mutter bei Dir beichten muß, so bist Du eben doch mein Kind, mein Fleisch und Blut, das mir Gott selber nicht rauben kann. Es fällt ihm auch nicht ein, und Christus fiel es auch nicht ein; denn fast seine letzten Worte sind ja für seine Mutter; er hatte noch Zeit an sie zu denken, dieweil er die Last der Welt und die Bitterkeit des Todes trug."

Alois schüttelte den Kopf; sie ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern fuhr immer fort: „Und jetzt bin ich doppelt eifersüchtig auf mein Mutterrecht; denn wenn ich auch der Kirche gern geben will, was ihr an Dir gehört, so kommt jetzt noch die kleine Luise hinzu, und will ihren Theil von Deinem Herzen. Denn sie wird bei Deiner Einsegnung Deine Braut

vorstellen, die Großmutter hat es so bestimmt. — Doch hast Du das Kind schon gesehen? Es lief Dir ja sonst immer nach wie ein Lamm." —

„Nein!" entgegnete der Sohn; „ich habe zwar im Vorbeigehen in den Kreuzgang geschaut, wo sich das Kind sonst immer herumtrieb; aber ich habe keine Seele erblickt."

„Nun! das wäre noch schöner!" rief die Mutter, „wenn das Kind jetzt noch so herumspielen wollte, wie vor vier Jahren. Luise ist ja schon zwölf Jahre alt, und muß der Mutter zur Hand gehen; es müßte ja sonst heißen, die Kinder und Enkel bei Brauers in Hochmünster werden schlecht erzogen. — Aber hübsch ist Dir das Kind geworden!" —

„Hübscher als alle Andern," wollte sie hinzusetzen; sie verschluckte aber das Wort, weil es jetzt leise und zaghaft anklopfte und auf ihr „Herein!" die kleine Luise in's Zimmer trat.

Das Kind blieb am Ofen stehen und wurde feuerroth, während es einen verlegenen Knix machte und einige unverständliche Worte murmelte, eine Art Anrede, welche ihm die Mutter eingeprägt hatte, weil es sich von nun an nicht mehr schicke, daß Luise mit Alois so mir nichts dir nichts umgehe, wie sonst.

Alois betrachtete sie mit Wohlgefallen, schien aber nicht Lust zu haben, ihr aus der Verlegenheit zu

helfen, so wenig als ihre Tante. Das Kind knixte also noch einmal; dann aber stürmte es plötzlich auf den Vetter zu und rief: „Nicht wahr Alois, heut und morgen darf ich noch sein wie sonst. Ich will Dich aber küssen, wie es die andern rechten Brautleute auch machen!“

Er fing sie in beiden Armen auf, wie ein lustiges Kind, küßte sie auf die Stirne und ließ nun mit sich anfangen, wie es dem wilden Mädchen, welches mit der Tante in fortwährendem freundlichen Krieg, und doch trotz aller guten Erziehung, als einziges Kind des reichen Brauers und Gutsbesitzers, mannichfach verwöhnt war, durch den Sinn fuhr. Freilich wehrte sich der Vater immer, wenn Mutter und Tante das Kind so sehr aufputzten, und so mußte es auch heute ein verwaschenes Kattunkleid anthun, trotz des Festtages; dafür hatte ihr aber die Mutter das reiche schwarze Haar in den künstlichsten Flechten aufgebunden, und Halskrause und Schürze waren vom Feinsten, was sich auftreiben ließ, ja die Tante hatte, um erst recht einen Trumpf auf die Eigenheit des Schwagers zu setzen, dem Mädchen ihre eigenen silbernen Pfeile geschenkt und ins Haar gesteckt.

Bis die Mutter, welche sich kurz entfernt hatte, um für Speis' und Trank zu sorgen, wiederkam, waren Alois und Luise im besten Einvernehmen und be-

grüßten die Brauerin, welche jetzt auch mit ihrer Toilette fertig geworden war und eintrat, mit Jubel.

Nun ging man, wie gewöhnlich an festlichen Tagen, zu der Großmutter hinunter und setzte sich einträchtig um den reichlich beladenen Tisch. Denn an einem solchen Tage muß nach alter Gewohnheit das ganze Haus in Hülle und Fülle leben; ja selbst der Kanarienvogel der Großmutter, welcher immer lauter darein schmetterte, je fröhlicher die Menschen am Tisch wurden, zu denen sich endlich auch der Brauer gefunden hatte, durfte heute von Luischen überfüttert werden.

Diese Mischung von Bildung des Gemüths und großer ländlicher Einfachheit und Einfalt, wie sie sich hier unter den Bewohnern von Hochmünster kund giebt, ist bei ähnlichen äußeren Verhältnissen in jener Gegend fast die gewöhnliche Erscheinung.

Der Reichthum, der jetzt den Acker der Kirche gekauft hat, hat nichts Gefährliches für seinen Besitzer; denn er ist noch eng mit der täglichen redlichen Arbeit verbunden und bringt eine Menge herkömmlicher Verpflichtungen mit sich, daß der reiche Mann immer in Uebung bleibt, Wohlwollen für Andere zu üben, und zu besitzen, als besäße er nicht. Auch schickt es sich nicht nach altem Brauch, den der Landmann am wenigsten zu verletzen wagt, den Reichthum anders

zu zeigen, als für die Kirche und bei den wichtigsten Festen des Lebens: wenn der Mensch geboren wird, freit und stirbt. Derselbe Mann, von welchem vielleicht die ganze Umgegend abhängig ist, muß des Morgens zuerst im Hause wach sein und hat kein Ansehen, wenn er den Pflug nicht besser führen kann, als jeder seiner Knechte; die Hausfrau aber, die alle Kisten und Kasten voll hat, würde für schlecht erzogen gelten, wenn sie nicht jeden Winter ein neues Stück Leinewand spänne und zum Vorrath legte, oder wenn sie sich viel durch andere Kleidung auszeichnen wollte, als höchstens durch eine feinere Haube und eine ächte Perlschnur von der Aeltermutter her.

Diese Beschränkung, bei welcher sich Alle wohl befinden, erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fast als ein tyrannisches Gesetz fort, welches eine zartere Natur, die zufällig zwischen den derben gesunden Geistern emporwächst, vielfach bedrücken kann, aber sich durch den glücklichen Zustand des Ganzen immer wieder rechtfertigt.

Sogar in Bezug auf die Heirathen herrscht ein stetiges Herkommen, von welchem man nicht leicht abweicht, auch wo es weh thut; denn diese gesunden Seelen und Nerven begreifen nicht, daß ein Herz vor ungestillter Liebe brechen sollte. Sie heirathen äußerst selten aus ihrem Stande heraus, und wenn je kein

Sohn, aber zwei Töchter in der Familie sind, so muß die Eine wieder einen tüchtigen Landwirth auf Haus und Hof heirathen, während die Andere, wenn sie nicht aus dem Orte will, gerne mit dem Schullehrer des Orts verlobt wird, damit die ganze geistliche und weltliche Macht über das Dorf in der Hand der einen Familie ist, welche es dann für ihren höchsten Stolz ansieht, daß ein Sohn des Schullehrers frühzeitig der Kirche verlobt und sobald er nur das kanonische Alter hat, zum Pfarrer des Orts geweiht wird; dann erst steht das Ansehen unerschütterlich fest. Selbst die Regierung muß diese Landwirthe gar hoch in Ehren halten, denn obschon sie sich für ihre Person eher gern einer Wahl zum Landtag entziehen, so bestimmen sie doch die Wahlen durch ihren Einfluß und werden bei der leisesten falschen Behandlung aus lauter conservativem Sinn gar leicht zu einem hartnäckigen Widerstand gereizt, wobei sie jeder Zeit einen Rückenhalt in der stillen Macht der Kirche finden.

Eine solche Familie waren die Lamparters von Hochmünster, schon zu Klosterszeiten Pächter, und jetzt freie Besitzer der schönsten Aecker und Wälder ringsum. Nur der Familienname hatte sich seit dem Tode des Großvaters geändert, weil zwei Töchter da waren, wovon die Jüngere einen stattlichen Mann, den Vater Luisens, auf Gut und Brauerei geheirathet

hatte, während die Aeltere, ihrer Neigung folgend, den Schullehrer Winkler nahm. Da dieser Mann aber früh wegstarb, widmete sich die Frau ganz der Pflege der Großmutter und erwartete in Geduld und heiterer Thätigkeit den Augenblick, wo Alois, ihr Sohn, der im Kloster erzogen wurde, als Geistlicher in Hochmünster selbst dem Stolz der Familie die Krone aufsetzen würde. Der Geistliche des Orts war zwar schon vor mehreren Jahren gestorben, allein die Großmutter hatte alle ihre Verbindungen mit der Geistlichkeit mit zweifachem Eifer im Gange erhalten und der Brauer als Mitglied des Landtags wohl auch das Seinige dazu beigetragen, daß die Stelle offen blieb und so lange von einem Amtsverweser versehen wurde, bis Alois die dritten Weihen empfangen konnte.

Jetzt war er soweit und sollte den kommenden Sonntag feierlich als Pfarrer von Hochmünster eingeführt werden.

Im Winkel und Kloster herrschte natürlich deshalb eine lebhafte Bewegung; bei diesem Feste mußte sich einmal der Reichthum der Familie recht offenbaren. Der Schwager fuhr selbst mit den schönen Rappen und dem silberbeschlagenen Geschirr weit in der Nachbarschaft umher, Gäste und Geistliche zu laden; die Brauerin öffnete ihre kostbarsten Laden, denn der

Herr Weihbischof selbst sollte ja als Ehrengast erscheinen; die Mutter aber hatte zu nähen und zu sorgen genug, um den Putz Luisens herzurichten und sich selbst nicht zu vergessen.

Nur die Großmutter und Alois nahmen keinen Theil an diesem weltlichen Treiben. Er saß einsam und still in der sonnigen Oberstube und ließ prüfend die Vergangenheit an sich vorübergehen, oder pries seinen Gott im Gebet und dankte ihm demüthig, daß er ihm zeither die Prüfung nicht schwer gemacht und in Versuchung ihn gestärkt hatte.

Alois war auch eine von den glücklichen langsam reifenden Naturen, die so zu sagen die Jahreszeit einhalten, und nicht schon als Knaben Jünglinge, als Jünglinge Männer sein wollen, um dann als Männer junge Greise sein zu müssen. Er konnte deshalb Allem, was ihm irrend oder störend in den Weg trat, das Gleichgewicht eines unbefangenen Gemüthes entgegensetzen; nie war er verbittert oder gekränkt, und glaubte treulich an den guten Engel im Menschen. Diesen Schatz gläubiger Liebe und das thätige Wohlwollen, worin er seiner Mutter ähnlich war, hatte er, seit er dachte, mit den Gebeten und Wirkungen der Kirche in Verbindung gesehen und die Gewohnheit, sich von kleinauf als Verlobten Gottes zu betrachten, ließ es ihn nicht als schwere Entsagung auffassen, was

diese Kirche ihren Dienern auferlegt. Er hatte vielleicht noch nie daran gedacht, daß die Ehe ein Glück sei, zu dem die Pforte ihm immer verschlossen bleiben mußte, und strömte sein warmes Gefühl über die ganze Familie aus, zwischen der er in Friede und Eintracht aufgewachsen war; namentlich hing er mit fast anbetender Liebe an der Großmutter, welche ihn mit ihrem frommen klaren Sinn hinwiederum in seinen einfachen Wegen befestigte.

Unter Tags ließ er sich nicht sehen und selbst die ungeduldige Mutter wagte ihn nicht zu stören; des Abends wandelte er unter den frischgrünenden Bäumen des Gartens auf und nieder; aber auch dann wich er den Menschen aus und achtete nur wenig auf den tiefen Respekt, womit ihn Mägde und Bauersfrauen begrüßten; denn dem Frauengemüth erscheint ja ein junger katholischer Geistlicher immer als Märtyrer und Opferlamm, das der Welt entsagt, um dem weniger entsagungsreichen Herzen den Weg zum Himmel offen zu halten.

So kam der festliche Tag heran.

Da viele entlegene Höfe und Weiler bei einer solchen Klosterkirche eingepfarrt sind, so wird schon eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes zum erstenmal eingeläutet.

Diese Töne weckten Alois, der die Nacht hindurch gebetet und gefastet hatte, aus seinen Meditationen. Er öffnete das Fenster nach dem Garten und schauete in das Weite. Noch wälzten sich die Nebel langsam am Waldrand und an den Höhen hin, aber die Sonne hatte gesiegt und schien zwischen den schimmernden, sanft bewegten Blüthenbäumen des Gartens.

Lächelnd verweilte sein Auge auf dem Anblick seiner Mutter, die bereits im höchsten Staat mit der goldenen Radhaube und ihren schweren goldenen Ketten geschmückt, auf einer Bank im Garten saß und an einem Kranze flocht. Man versteht diese Kunst in jener Gegend vortrefflich, weil Jedermann die Kirche, die Gräber und die Fröhlichen mit Blumen schmückt; heute aber hatte die Mutter ihren Lieblingsbaum, eine gefüllte Kirsche, von ihr selbst gepflanzt und gepflegt, welchen sonst Niemand anrühren durfte, ganz geplündert und flocht die schneeweißen Blüthen zum Kranze.

Alois wußte wohl, daß dieser Schmuck für Luise bestimmt und daß, wenn der Kranz geflochten, auch ihm keine Frist mehr gegeben war, in seinem Innern zu verweilen. Er hatte aber eine viel zu große Achtung vor jedem alten Herkommen, als daß er es für eine Störung angesehen hätte, als endlich Mutter und Tante, beide schon in ihren Thränen lächelnd bei ihm eintraten und ihn feierlich zur Großmutter hinabgeleiteten.

Er traf hier bereits eine zahlreiche Versammlung von Amtsbrüdern und Aeltesten seiner Gemeinde in einem Halbkreis um den Sessel der Großmutter, neben welcher zur Linken Luise stand, weiß angethan, den weißen Kranz im dunklen Haar. Alois wurde von den Anwesenden stumm begrüßt und dann zur Rechten der Großmutter geführt, die jetzt seine und Luisens Hand in einanderlegte und dazu sprach: „Es ist ein uralter Brauch im Gau, daß der Priester, der neu zu uns kommt, an diesem Ehrentage mit dem fröhlichsten Kind im Orte verlobt wird zu einer rechten geistigen Ehe. So wie dieses Kind rein ist, soll sich der Priester dem Reinen verloben, denn er soll sich ja nicht scheiden vom Leben, sondern sich mit festen Banden an alles Selige und Göttliche in diesem Leben knüpfen, damit er schon auf Erden im Himmel sei. — Lasset die Kindlein zu mir kommen, gebietet der Dreimalheilige, denn ihrer ist das Himmelreich. So soll Dich denn auch heute ein Kind geleiten bis vor den Altar, und Du sollst Dein Lebenlang über dem Kinde wachen wie ein treuer Wächter, und Du sollst einst, wenn ihm Gott einen Mann zuordnet, den heiligen Segen über Beide sprechen. Dieses ist der Sinn meines Thuns, dies die Pflichten, die Du übernimmst; darauf will ich Euch Beide segnen, wie es zu unserer Väter und Voreltern Zeit schon Brauch war.“ —

Sie hielt die Hände über Alois und Luise, die niedergeknieet waren, und Niemand wagte die Stille zu unterbrechen, die jetzt folgte, bis von Neuem die Glocken tönten, ein Zeichen für den Kirchgang.

Die Bursche und Mädchen und Schulkinder des Dorfes hatten sich während dem bereits vor dem Hause gesammelt und geordnet. Mit Musik, Kränzen und Fahnenschwenken setzte sich der Zug, sobald nur Alois und Luise unter den schwankenden Baldachin von Blumen getreten waren, welchen vier Knaben mit weißen Gewanden und goldenen Schwingen über ihnen hielten, den Brauer und die Geistlichen an der Spitze, allmälig in Bewegung. Die Großmutter lächelte vom Fenster aus über die bunte Menge hin, die unter einem fröhlichen Hochzeitsmarsch zur Kirche zog, und schaute nach, bis die Kirchthüre sich hinter dem letzten Andächtigen schloß. Dann sank sie in ihren Sessel zurück und betete, als die Orgeltöne herüberbrausten, laut für das Heil ihres Hauses.

Schon den Tag nach diesem Feste, das im Ernst begonnen und mit Fröhlichkeit geschlossen hatte, war Alois wieder in seinem gewohnten ruhigen Gange. Er blieb, wo er seither gewesen war, im Winkel bei Mutter und Großmutter wohnen, um die Schwester des verstorbenen Pfarrers nicht aus der Amtswohnung treiben zu müssen, in welcher diese alt geworden

war, und begann sogleich eine regelmäßige Thätigkeit.

Er hatte ja nicht nöthig, sich erst das Vertrauen des Dorfes zu gewinnen, denn sie kannten ihn alle von Kind auf und erleichterten ihm die Seelsorge, weil sie sich willig von ihm suchen und finden ließen. Der Wohlstand der Familie unterstützte jedes hülfreiche Thun und der praktische Sinn der Mutter fand immer einen Ausweg, der zum Ziele führte. Wenn sich Alois aber selbst innerlich bedrängt fühlte oder bei einem seiner Pfarrkinder ein verwirrtes Verhältniß der Gemüther, worüber ihm eigene Erfahrung fehlte, schlichten sollte, so war es immer die Großmutter, die ihn stärkte und unterwies, daß er oft ausrief: „O Heimath, liebe Heimath, wie viel bietest du dem voraus, der in dir wirken darf; wie schrecklich muß es sein, wenn man vereinsamt ist.“

Auch sein übriges Tagewerk ordnete sich wie von selbst, und theilte sich zweckmäßig zwischen Arbeit und Erholung. Hatte er die Berufsgeschäfte abgethan, so unterrichtete er die kleine Luise, welche unten bei der Großmutter wohnte, weil sie der Vater nicht länger in der Wirthschaft haben wollte, wo sie mehr hörte und sah, als sich jetzt für sie paßte. Des Abends aber, wenn ihn nicht die kühle Luft ins Freie lockte, konnte er sich unbefangen und ohne daß es ihm irgend

Jemand verdacht hätte, in die kleine Herrenstube der Brauerei setzen, wo er sich mit dem Amtmann verständig unterhielt, um nach und nach in alle Verkehrs- und Familienverhältnisse einzudringen, oder auch mit einigen Amtsbrüdern aus der Nähe seine Partie Tarock spielte.

Diese Besuche in der Brauerei waren auch besonders nach Luisens Geschmack, der das Stillesitzen bei der Großmutter nicht immer behagen wollte, denn dann durfte sie mit zu den Eltern hinüber und den Herren in der kleinen Stube aufwarten, wofür sie von diesen mannigfach geneckt und immer die Frau Pastorin genannt wurde, ein Ausdruck, der bald im ganzen Dorfe gang und gäbe war.

So floß das Leben fast zwei Jahre gleichmäßig, ruhig dahin, und wenn dieser Strom auch eine Zeitlang noch stiller und langsamer unter dem überhängenden Gezweig fortging, weil die Großmutter endlich abgeschieden war, so änderte dieses Ereigniß doch weniger in dem täglichen Leben des jungen Geistlichen, als man hätte erwarten können. Er hielt nach wie vor seine Zwiegespräche mit der Seligen, und ermunterte sich an dem Andenken ihres weisen Lebens, das immer heiter geblieben war, gerade wenn die Noth und der Kummer sie am meisten bedrängt hatte; mit Luise aber gab er sich jetzt doppelt Mühe, weil sie

ihre wilde Art abgelegt hatte und fleißig lernte; freilich wurde sie jetzt auch scheu und verschlossen, aber vor ihm war sie offen; ihre Seele lag vor ihm wie ein klarer Tag und sie wetteiferte mit der Mutter, den Priester mit liebevoller Sorge zu umgeben.

Dieses unbefangene Verhältniß, dies Gleichgewicht der Seelen ließ keine Wünsche aufsteigen, welche nicht auch befriedigt werden durften. Die Seele Alois glich einem wohlgefügten Werke, wo jedes Rad mit geordneter Thätigkeit in das andere eingriff, und darum immer, wenn auch geräuschlos, etwas Gesundes und Bleibendes geschaffen wurde. Er brauchte kein menschliches Gefühl zu unterdrücken, weil sich seine Empfindungen gegenseitig läuterten und unterstützten, daß er weder den Wermuth der Ascese schmecken mußte, noch den Taumelkelch der Leidenschaft.

Auch zu seiner Erholung war durch einen glücklichen Zufall noch etwas Weiteres geschehen. Er hatte besondere Anlagen für Mathematik und erfreute sich daran in mancher müßigen Stunde, aber es fehlte ihm doch noch einige Anleitung zu tieferen Studien. Um so angenehmer war er überrascht, als er eines Abends in der Brauerei einige fremde Beamte antraf, welche das ganze Oberamt vermessen sollten und sich Hochmünster, weil es gerade im Mittelpunkt lag, auf einige Monate zum Hauptquartier ausersehen hatten.

Eine günstigere Gelegenheit, das Fehlende an seinen Kenntnissen zu ersetzen, konnte Alois nicht wieder geboten werden; er fand sich deshalb täglich und öfters viel zeitiger als sonst in der Brauerei ein, und vernachlässigte sogar in etwas den Unterricht Luisens, die aber nicht für nöthig erachtete, ihn an pünktliches Einhalten ihrer Stunden zu mahnen. Denn sie war auch lieber in der Brauerei und horchte auf die Reden der fremden Herren, denen ihre freundliche Schönheit wohlgefiel, daß sie ihr gar manches Wort sagten, welches schmeichelnd in ihrem Ohre und Gedächtniß verweilte. Die feineren Sitten der Städter, welche sie hier zum erstenmal sah und angenehm empfand, machten einen tiefen Eindruck auf sie; sie hätte sonst keine Tochter Evas sein müssen.

Alois warf sich mit Leidenschaft auf seine Studien, weil ihm die Anwesenheit seiner Lehrer gar zu kurz vorkam; Alois, der sonst weise gewesen war, sich zu Allem Zeit zu nehmen, fiel jetzt zum erstenmal in einen allzugroßen Eifer, und damit auch in den Fehler aller Gelehrten, daß er über seinen Berechnungen und Messungen dasjenige nicht mehr so genau sah, was in seiner nächsten Nähe um ihn herum vorging. Sonst hätte er bemerken müssen, daß einer der Fremden, welchen er selbst gerade am meisten vorzog, ein früherer Artillerie-Offizier, der aber jetzt in den

Civildienst übergetreten war, Luisen mehr Aufmerksamkeit schenkte, als die Höflichkeit allein verlangte; noch mehr hätte ihm auffallen müssen, daß das Mädchen selbst, die sonst von Allem mit ihm sprach, immer verstummte, wenn von dem Fremden die Rede war, während sie zu andern Zeiten über jeden Gast in der Brauerei gern ihre munteren Witze machte.

Die Mutter freilich hatte die Augen offen; aber ihr gefiel der schlanke Mann auch, und da die Neigung noch sehr aus der Ferne spielte, der Lieutenant aber allgemein geachtet und in sehr günstigen Verhältnissen war, so behielt sie bei sich, was sie sich darüber dachte und stellte es der Zukunft anheim, ohne mit dem Sohne davon zu reden.

So verging Woche um Woche; die Vermessungs-Commission rüstete sich allmälig zum Aufbruch, und Alois blieb jeden Abend nur um so länger mit den Freunden sitzen, so daß er meist erst nach Mitternacht und dann sehr aufgeregt nach Hause kam, wenn die Seinigen längst schliefen.

Um so mehr verwunderte er sich, als er, wenige Tage vor der bereits festgesetzten Abreise, trotzdem daß der Wächter längst zwölf Uhr gerufen hatte, in seiner Küche noch Licht sah; er warf deshalb einen Blick durch die halboffene Thüre.

Bei einem tief herabgebrannten Lichte auf der Küchenbank saß Luise und weinte. Es war aber kein Mairegen des Glücks, kein Ueberströmen der Sehnsucht und seligen Empfindung, es waren bittere Thränen der Verzweiflung eines jungen Gemüths, welches Alles verloren giebt, weil es die Macht der Zeit und des Willens noch nicht kennt.

Freilich suchte Luise beim Anblick der unerwarteten Erscheinung ihre Thränen zu verbergen und griff zum Schein nach einer häuslichen Arbeit; als er aber milde und freundlich herantrat und sie um die Ursache ihres Schmerzes befragte, konnte sie nicht länger an sich halten und warf sich ihm heftig an die Brust: „Ach hilf mir, Alois, Du allein kannst helfen. — Er hat mich heute zum erstenmal geküßt; der Vater hat es gesehen und mich hart angelassen, ich sollte mir nur nicht träumen, daß er einen Vornehmen in die Familie heirathen lasse! — — O, schweige nicht, Alois, daß ich ganz verzweifeln muß!“ rief sie, als er erstarrt die Hand sinken ließ, die er um ihr Hinterhaupt gelegt hatte: „sieh', der Lieutenant ist so gut; Du selbst hast ihn ja vor allen Andern vorgezogen; ich hätte sonst mein Auge nicht zu ihm aufgeschlagen!“

Mit Mühe faßte sich Alois so weit, daß er die Worte herausbringen konnte: „Und Du hast ihn also lieb?“

„Ach! so sehr!“ rief Luise und sah ihn bittend an, daß er antworten möchte. Er zwang sich zu einem Lächeln und sagte: „Geh schlafen, mein Kind. Ein so wichtiges Wort will Ueberlegung und Ruhe. Denk daran, daß Hoffnung und Liebe Alles überwindet.“

Er küßte sie und hielt sie an der Brust fest. Dann stieg er die Treppe empor. Sie schien unter ihm zu wanken und als er in seinem Zimmer war, warf er sich zu Boden und versuchte zu beten. Er konnte aber nicht; wie ein Spuk drängte sich das Bild Luisens zwischen ihn und den ewigen Geist, dessen Angesicht er suchte. Die Oede der Armuth, die Dürre und das Entsetzen des Verlassenseins kam über ihn. Er hatte sich sicher gewußt und nichts gewünscht, was er nicht wünschen durfte. Jetzt wurden seine Wünsche riesengroß und mit jedem Wunsch wuchs die Schuld in seinem Gewissen.

Er hielt es nicht länger aus; er mußte hinaus in die dunkle Nacht; er durfte Niemand sehen, bevor er sich selbst wieder hatte; denn er fühlte wohl, als er längst durch den Wald geirrt war und die erste Morgenkühle an seine Stirne schlug und sein Haar feuchtete, daß er herumirrte wie ein verlorener Geist, in offener Empörung gegen den Gott, dem er geweiht war, gegen die Satzungen der Kirche, zu denen er geschworen hatte.

Erst als er im hellen Morgenlicht langsam und zögernd den Heimweg wieder antrat, vermochte er zu einer künstlichen Ruhe zu gelangen. Es war aber noch kein Opfer der Seele, in Gehorsam dargebracht, es war nur ein äußerliches Sichfügen in die dürre Pflicht, im Hintergrund wogten immer noch Wünsche und Gedanken, die er nicht auszudenken wagte.

Er wußte, daß der Brauer am frühen Morgen zu ihm herüberkommen würde; und so war es auch. Der besorgte Vater erwartete ihn schon und mußte bereits eine Scene mit der aufgeregten Tochter gehabt haben, denn als Alois eintrat, saß Luise ohne Thränen, mit heißen Augen, dem Vater gegenüber und sagte zornig und unbotmäßig: „Ihn oder Keinen! Wenn ich ihn nicht haben soll, so bleibe ich mein Lebenlang bei Alois!“ —

Dieses Wort schlug wie ein Funken in die Seele des Priesters und zerstäubte seine künstliche Ruhe, daß die Leidenschaft fessellos durch sein Herz brauste und, da er Uebung genug hatte, die Zunge zu zügeln, wenigstens in seinen heißen Blicken zu dem geliebten Wesen hinüberflog.

Er erschrak über sich selbst, warf sich in einen Stuhl und verbarg das Haupt in seinen Händen. Sein Auge war ein Schalk; er hatte sein Gelübde schon gebrochen!

Das hülflose Menschenkind kann eine Leidenschaft zumeist nicht eher zügeln, bis es erst eine Schuld begangen und dann von der Pein auf den rechten harten Weg gestoßen wird. Diese Schuld und diese Pein machte jetzt Alois in wenigen Minuten durch. Es war ihm, als rollten die Donner über ihm hin und die Posaunen des Gerichts. Sein Mund war stumm; aber sein Herz schrie auf und dies Aufschreien hörte sein Gott und trat ihm wieder nahe.

Er war bleich, als er das Haupt endlich emporhob; aber das Auge war wieder milde und gut.

Ernst sagte er zu dem schweigsamen Brauer: „Es ist gut, daß Jeder in seinem Stande bleibe. Der Lieutenant aber kann in Dein Geschäft treten und den Staatsdienst verlassen. Dann ist er, was Du bist; denn was der Mensch thut, das ist sein Stand. Es giebt nie einen Segen ohne Opfer; wenn er Luise liebt, wird er das Opfer bringen."

Der Brauer zögerte; aber die Frauen waren jetzt auch hinzugetreten, und er bemerkte wohl, daß sie bereits Bundesgenossen des Priesters waren, denn seine eigene Frau küßte Alois die Hand, die Mutter strich ihm sanft über das Haar und sah ihm besorgt in das bleiche Angesicht. Deshalb sagte der Vater endlich: „Nun so komme her, Luise, sei nicht so wild und zornig; Du hast das nicht von mir geerbt; wenn Du

mein gutes Kind bleibst und der Lieutenant sein will, was ich bin, so will auch ich nicht dawider sein und in Gottes Namen Ja sagen. — Nur keine lange Brautschaft, das will ich nicht!“

Anstatt aber zuerst dem Vater zu danken, stürzte Luise auf Alois zu und rief: „Du bist mein Engel und gehst immer den rechten Weg. Rede Du jetzt auch mit Otto!“

Der Priester hätte vor Scham vergehen mögen, wenn er daran gedachte, was er kurz zuvor gewünscht hatte und wie jetzt ein unbefangenes Wesen einen Engel in ihm sah, doch faßte er sich und suchte den Offizier auf. Eine Stunde später lagen sich Braut und Bräutigam in den Armen.

Es war ihnen aber nur kurze Frist gegönnt, denn der Lieutenant mußte nach wenigen Tagen abreisen und das Leben ging jetzt äußerlich wieder fort wie sonst, nur daß Alois noch mehr einsame Stunden hatte, denn die Frauen mußten sorgen und schaffen, weil die Hochzeit im kommenden Frühjahr, gleich nach der stillen Zeit, sein sollte, und der Brauer baute und wirthschaftete für den Schwiegersohn.

Der Priester zog mit aller Macht gegen sich zu Felde und ließ jedes Mittel wirken, welches eine gesunde eingeborene Natur, die Schaden gelitten hat, von selbst an die Hand giebt; allein er fühlte nur zu

bald, daß er sich allein nicht gründlich helfen konnte, und daß sein Körper den Anstrengungen und Nachtwachen zu unterliegen drohte.

Die sorgliche Mutter bemerkte den stillen Schmerz wohl, der an ihrem Kinde nagte und mochte auch die Ursache ahnen; aber sie wagte nicht mit dem Sohne davon zu reden, sann jedoch hin und her auf ein Mittel, ihn zur Offenheit zu bringen. Sie kannte aus mancher eigenen Noth die Linderung, die es bringt, wenn ein krankes Menschenherz seinen Kummer vor dem Menschen ausschütten darf, und war hocherfreut, als ihr endlich einfiel, daß Alois schon längst gewünscht hatte, den Bischof in seiner Residenz aufzusuchen. Sie wußte aber von der Großmutter her, daß der ehrwürdige Greis in seiner Jugend, wo er Pfarrer in der Nähe von Hochmünster gewesen war, selbst schwere Kämpfe durchgerungen hatte und darum auch Alois einen gewissen Rath geben konnte.

Darum ruhte sie nicht, bis sie den Sohn bestimmt hatte, daß er nach der Weihnachtszeit zu dem Bischof reiste und er gab gerne nach, denn er fühlte immer mehr, wie noth ihm ein Stab und eine Stütze that.

Auch mußte er dem Bischof sein Herz dargelegt und Trost empfangen haben, denn als er nach einigen Wochen wiederkam, war sein Auge freier und die Gesundheit schien wiederzukehren.

Doch äußerte er weiter nichts, als daß ihm der Bischof geboten habe, wenn die Hochzeit, die er nach Pflicht und im Andenken an die Großmutter zu vollziehen hatte, vorüber wäre, auf ein Jahr zu verreisen, um eine Lücke in seiner theologischen Bildung auszufüllen. Als Ort seiner Bestimmung nannte er das Schloß eines Grafen, welches einigen Jesuiten eingeräumt war, um daselbst bei Geistlichen und Laien, die das Bedürfniß hinführen würde, die geistlichen Uebungen nach Vorschrift des Stifters zu leiten. Auch mußte ihm der Bischof noch andere Gebote aufgelegt haben, denn er lebte jetzt fast ganz einsam und kam selten in die Brauerei hinüber.

So rückte stille und unmerklich der Frühling wieder und der Tag heran, wo Alois den Bund zwischen Luise und ihrem Erwählten einsegnete.

Fröhlich saßen die Hochzeitgäste nach der Trauung beim Mittagsmahl und ergötzten sich, Freude und Hoffnungen in Trinksprüchen auszudrücken. Auch Alois, der zwischen Luise und ihrem Manne saß, war heiter und freundlich und erhob sich endlich, als schon der Abend herankam, zu einem Spruche, indem er den guten Engel der Großmutter anrief, daß sie über die Neuvermählten wachen möge. Dann entfernte er sich unvermerkt; nur das Mutterauge vermißte ihn sogleich.

Sie eilte ihm nach und sah ihn im Garten, aber, wie er ging und stand, bereits reisefertig. Er lehnte sich noch über eine halbeingesunkene Fensterbrüstung und schaute in den Kreuzgang; dann wollte er eben durch die Hinterpforte eilen, als ihn die Mutter aufhielt.

Freundlich sagte er, denn ihr Blick war vorwurfsvoll: „Zürne mir nicht, Mutter, ich habe viel getragen und war eigensüchtig genug, mir den Schmerz der Trennung von Dir wenigstens zu ersparen. Ich bin ja doch bei Dir und ein Jahr ist eine kurze Zeit.“

Er sagte ihr nun Lebewohl wie ein zärtlicher Sohn und sie ließ ihn endlich ziehen.

Lange schaute sie ihm nach, bis er, ohne rückwärts zu blicken, im Walde verschwunden war. Dann setzte sie sich weinend unter einen Birnbaum und vergaß die Zeit.

Erst durch die Stimme Luisens, welche Alois und die Tante im Garten suchte und rief, wurde sie aus ihren Träumen aufgeschreckt. Es fuhr ihr ein bittrer Schmerz durch die Seele, als Luise sie umarmte und ihr die Thränen wegküßte. „Du bist an allem Schuld!“ wollte sie sagen; sie verwand es aber und sprach: „Du kannst ja nichts dafür! — Er ist fort.“

Das Jahr verging fast ohne Nachricht von Alois. Er war ganz versunken in die wunderbare Kunst

Loyolas, die Seele zugleich zu brechen und zu stärken.

Als er wieder kam, war er ruhig, aber sein Gesicht war unergründlich und starr. Die letzte menschliche Thräne, die er weinte, fiel dem Säugling und Erstgeborenen Luisens, als er ihn taufte mit dem geweihten Wasser, auf die Stirne.

Von da ab ging sein Leben einen strengen Gang. Die Heimath, die sonst sein Herz erquickte, die Liebe zu den Seinigen, die natürlichen Empfindungen, die uns an das Leben knüpfen, waren ihm verklungene Töne. Die Kirche war ihm Alles. Seine Ruhe war die Ruhe der Pflicht; wir Weltkinder nennen es Unerbittlichkeit und Ehrgeiz.

Herr Christoph war längst wieder eingetreten und konnte den größeren Theil der Erzählung mit anhören, richtete auch von Zeit zu Zeit sein Auge auf den schönen bescheidenen Erzähler, als tauchte ihm aus ferner Zeit eine Aehnlichkeit der Züge auf. Doch redete er nichts, auch nicht als der Student geendigt hatte, sondern schlürfte nur langsam ein ganzes Glas Wein aus.

Eine solche bequeme Pause konnte aber Frau Wandler, welche mit großer Begierde zugehört hatte, nicht unbenutzt vorübergehen lassen und sagte: „Die Geschichte gefällt mir; sie ist so recht katholisch und farbig; nun möcht' ich dieselbe Geschichte noch einmal protestantisch hören; das klänge gleich anders; da hätte Alois die Luise geheirathet oder wäre, wenn er doch hätte entsagen müssen, so ein Thunichtgut oder Sonderling geworden."

Die Studenten lachten; Herr Christoph aber sagte gutmüthig: „Ich habe einmal einen alten Mann ge-

kannt, der behauptete, man müsse nur den ganzen Tag schreiben, so schreibe man zuletzt Wahres und Gutes; Frau Wandler redet den ganzen Tag, und so hat sie doch am Abend oft auch etwas Richtiges gesagt. Hat sie doch jetzt so Unrecht nicht; denn wenn auch jedem Menschenkind die Entsagung auferlegt wird, sei es nun Heide, Protestant oder Katholik, so nimmt doch der Wille je nach der Confession eine andere Richtung; der Katholik flüchtet, um seinen Schmerz zu verwinden, unter den Schutz des gemeinsamen Gebets und der Kirche; der Protestant sucht den eigenen Willen entgegenzusetzen und wird, wenn er unterliegt, ein Thunichtgut oder ein Sonderling, wenn er siegt, — ein Mensch.

Doch ich will der guten Frau folgen und eine protestantische Geschichte erzählen; ja dieselbe soll in unserer eigenen Reichsstadt spielen.“ —

Frau Wandler wurde hochroth im Gesicht, denn sie traute dem Schalk nicht, der dem Herrn Christoph stets im Nacken saß; war er doch im Stande, ihre eigene Geschichte zu erzählen; und sie war sich wohl bewußt, daß einst, da sie noch jung und schön gewesen, die Leute gar manches wider sie gemunkelt hatten. Doch sagte sie nichts und strickte um so eifriger weiter, als der Alte, sich weidend an ihrer Verlegenheit, endlich nach einer Pause zu erzählen begann:

2.

Der Hagestolz.

Wenn Ihr drüben in der Stadt auf den Markt hineinfahrt, werdet Ihr ein schmales hohes Giebelhaus sehen, dessen Laden durch alle Stockwerke zu, dessen Thüren verschlossen sind, obwohl es äußerlich gar pünktlich erhalten wird, daß kein Nagel fehlt von der Schwelle bis zum Knauf auf dem Dachfirst.

So wie heute sah dieses Haus auch schon vor sechszig Jahren aus, nur mit dem kleinen Unterschied, daß im zweiten Stock die Fenster sichtbar waren und daß sich endlich, wenn man den ehernen Thürklopfer recht lange und zudringlich gerührt hatte, eine alte

Frau hinter einem vergitterten Schieber zeigte, um den verlangten Bescheid aufs unhöflichste zu ertheilen.

Das Haus gehörte seit Jahrhunderten Einer und derselben Familie aus den Geschlechtern, und war sonst oft Mittelpunkt der Freude gewesen, denn die Besitzer waren reich und Einer lernte vom Andern die Kunst, den Reichthum zu erhalten und zu genießen.

Nur jetzt, es war im Anfang der neunziger Jahre, wohnte ein einsamer Mann in den weiten Räumen, welchen man allgemein „den alten Rathsherrn" nannte, obwohl er in den besten Jahren stand und das fünfzigste kaum überschritten haben konnte.

Vielleicht kam der sonderbare Ausdruck daher, daß der alte Rathsherr früher, so lange seine Frau noch war, gar fröhlich hausgehalten und sich dann plötzlich, von der Stunde ihres Todes an, vereinsamt hatte, als wäre ihn das Alter in Einer Nacht überkommen.

Es konnte aber auch Bosheit der Weiberzungen sein, welche ihm nicht vergaben, daß er eine eigenthümliche Abneigung auf Alles geworfen hatte, was lange Haare und lange Röcke trug.

Nie durfte ein weibliches Wesen seine Schwelle betreten und selbst die alte Schaffnerin, welche er zur Küche und zur Sorge für seinen einzigen Knaben halten mußte, war in den unteren Stock verbannt und durfte die eigentliche Wohnung nie betreten, wo Alles

von einem alten Diener besorgt wurde, der sich dieselbe Abneigung gegen das Frauenvolk angewöhnt hatte.

Da jedoch der alte Rathsherr sein Vermögen sonst mit Umsicht verwaltete und in seinen öffentlichen Geschäften bei der Stadt ausnehmend gewissenhaft und unterrichtet war, stand er in hohen Ehren bei der Bürgerschaft, und sein thätiger Sinn für alles Gemeinnützige machte seine vielen Sonderbarkeiten vergessen. Er hatte gar viele Freunde, weil gar Viele sein Geld oder seinen Rath bedurften, obschon er sonst mit Niemand umging oder verkehrte, als allein mit seiner verstorbenen Frau.

Im ganzen Hause blieb Alles, wie sie es verlassen; selbst ihr Gedecke mußte Mittags aufgelegt werden und dann erzählte ihr der Rathsherr alle großen und kleinen Vorkommnisse und Geschäfte, wenn Jemand in der Familie starb oder geboren war. Des Freitags aber nach Tische, wenn die Amsterdamer Zeitung ankam, ging er bei jeglichem Wind und Wetter an ihr Grab, wo er ein schönes Denkmal mit einer bedeckten Bank hatte errichten lassen und las ihr die Neuigkeiten vor mit allen andern Annoncen bis zum letzten Satz; denn sie war die Tochter eines Amsterdamer Kaufherrn gewesen.

Ebenso regelmäßig machte er mit seinem Sohne jeden Tag große Spaziergänge und gab auch dadurch Anlaß zu mancherlei Scherzen. Denn er selbst war ein langer dürrer Mann, so groß als ich, und der Sohn ein ebenso rasch aufgeschossener Knabe. Beide trugen dieselbe Farbe und denselben Schnitt am Rock, dasselbe Beinkleid, denselben Zopf, dieselben Schuhe und Schnallen. Einer wie der Andere führte in der Einen Hand den silberbeschlagenen Bambus und den dreieckigten Hut, der nie auf den Kopf kam.

Nun waren schon damals allerlei Reden über den Rhein herübergeklungen, welche dem Neid des gemeinen Volkes wohlgefielen und den Respekt lockerten; doch hüteten sich Alt und Jung wohl, dem Rathsherrn gegenüber ihrem Spotte freien Lauf zu lassen, so lange er sie erreichen konnte. Denn er war gar nicht gewillt, so lange er lebte, der kleinsten Neuerung zu weichen, und ließ mehr als einmal „seinen Friedensstifter," so nannte er seinen Rohrstock, wacker arbeiten, wo ihm etwas gegen den Respekt schien.

Daß der Knabe bei einer solchen Erziehung auch ein absonderliches Geschöpf wurde, ist natürlich, um so mehr, da ihn der Vater fast ausschließlich selbst unterrichtete und ihn wenigstens, auch in andern Lehrstunden, nie aus dem Auge ließ, als des Sonnabend Nachmittags und des Sonntags, welche regelmäßig

auf dem Landgute zugebracht wurden, welches dem Rathsherrn eine Stunde von der Stadt lag und wo dann der Junker volle Freiheit hatte, durch Wald und Wiesen zu schweifen und zu thun, was ihm beliebte.

Glücklicherweise lagen die Charaktere des Vaters und Sohnes nicht zu weit auseinander; sie liebten sich in ihrer steifen Weise zärtlich, beharrten Beide gern auf dem einmal gewählten Weg und fügten sich in das Unabänderliche ohne viel Murren und Klagen. Deshalb platzte ihre Heftigkeit, welche Beide erfassen konnte, nie gegeneinander und es blieb Friede im Hause.

Dieß zeigte sich besonders, als der Junker das neunzehnte Jahr erreicht hatte und die Universität beziehen sollte. Der Vater hätte im Sohne gern einen berühmten Rechtsgelehrten gesehen; der Junker liebte die Naturwissenschaften vor allem andern, und Beide mußten ihrer Lieblingsidee entsagen. Denn die Mutter hatte schon bei der Geburt des Sohnes gelobt, daß ihr Erstgeborener zum geistlichen Stande erzogen werden sollte und dieses Wort durfte nicht gebrochen werden. Höchstens sagte der Alte, der sonst kirchlich genug war, wenn auch mehr aus Gewohnheit und zum Beispiel, als aus Bedürfniß: „Die Mütter aus der alten Zeit sind alle so; jede möchte einen Petrus oder

Paulus gebären. Aber es ist nun einmal so; drum mag es so bleiben!“ —

Diese Auffassung schien auch dem Sohne billig; er zog auf die Universität und studirte redlich und eifrig die Bibel und die Schriften der Reformatoren.

Es verflossen fast fünf Jahre, bevor der Junker in die Vaterstadt zurückkehrte. Er hatte sich sehr zu seinen Gunsten verändert und alle Absonderlichkeiten, die sich ihm durch seine einsame Erziehung angehängt hatten, abgestreift, ohne deshalb die größere Haltung — welche den Süddeutschen auch nach dem vierzigsten Jahre schwer zu behaupten wird, wieder zu verlieren oder in dem treuen Ausharren auf dem einmal betretenen Wege zu wanken.

Er hatte seine theologischen Studien regelmäßig betrieben; wenn ihm auch die dogmatische Seite derselben nur wie ein Schattenspiel an der Wand vorkam, so hatte er doch nichts zu lernen versäumt, was einmal zum Fach, oder wie sich der alte Rathsherr in seinen Briefen ausdrückte, „zum Klimpern“ gehört. Er sagte sich jeden Tag in seiner ehrlichen Weise selbst, daß er keine andere Absicht mit diesen Studien verfolge, als vor dem Consistorium der Stadt die Prüfung ehrenvoll bestehen zu können und überließ sich dann, wenn dieser täglichen Pflicht Genüge ge-

schehen war, ruhig seinen Lieblingsstudien oder der Freude. Er hatte ja noch so viel zu genießen, wogegen sich seine Altersgenossen, weil es ihnen zu frühe geworden war, schon abgestumpft zeigten, und der Vater ermunterte ihn in jedem Briefe, des Lebens fröhlich zu bleiben und hatte patrizische Eitelkeit genug, sich jedes Fortschritts des Junkers im Reiten und Fechten zu freuen.

Wie einsam der alte Herr selbst lebte, wie Nichts ihn bestimmen konnte, von irgend einer alten Gewohnheit für sich zu lassen, so umarmte er den Sohn doch so zärtlich, wie es ihm möglich war, als dieser eines Tages plötzlich vor ihm stand, auch äußerlich das Bild einer andern Zeit, mit ungekräuseltem, ungepudertem schlichtem Haar, das Kleid in bescheidenen Farben, aber doch ganz nach dem eleganten Schnitt des Consulats. Liebevoll schaute er ihm in die Augen und sagte: „Du hast Recht, Du mußt anders sein als ich; Du hast den Weg vor Dir, ich hinter mir. Schön bist Du nicht, aber Dein Auge ist so redlich, wie sonst, und die Menschen werden Dich lieben, weil man Dir ansieht, daß Du Jeden in seiner Weise achtest. Bleib dabei; es wird Dich auch schütteln, aber halt nur aus und liebe auch die, welche Dir weh thun werden.“

Von dieser Stunde ab ging Alles wieder sein

gewohntes Geleis im Hause; Vater und Sohn verkehrten wie Freunde und machten regelmäßig ihren Spaziergang, bis endlich der Tag nach der wohlbestandenen Prüfung herangekommen war. Zur Feier hatte der alte Rathsherr zum erstenmal wieder nach fünfzehn Jahren ein großes Mahl anrichten lassen und war besonders guter Dinge. Bevor aber die Gäste ankamen, als Vater und Sohn allein in dem großen Gemach zusammentrafen, legte der Alte dem Junker die Hand auf's Haupt und sagte: „Deine Mutter wird mit Dir zufrieden sein.“ — Er schwieg eine Weile und fuhr sich über die Augen: „Du kannst jetzt wählen, was Du willst; Du weißt, ich bin nicht ehrgeizig, und wenn Du es bist, so bist Du es wenigstens nicht auf's Psalmenbeten und willst nicht oben an den Tischen sitzen.“

„Vater!“ antwortete der Junker: „Du hast Recht, ich werde nicht viel Dinte verspritzen in Streitschriften und Befehlen; aber ich will sehen, daß ich doch etwas thue, was Andern frommt. Darum laß mich auf unser Gut hinausziehen; ich bin da ungestörter als in der Stadt und kann eher finden und erkennen, was Hülfe bedarf und was hülfreich heißt. Ich habe da schon eine Art Gemeinde, die sich eher in meine Weise finden wird und will zugleich in die Schule gehen zum alten Pfarrer Leprecht; der kommt sich auch from-

mer vor, wenn er einem Hungrigen Brod reicht, als wenn er alle Theologie der Welt gelernt hätte."

Der alte Rathsherr schüttelte bedenklich das Haupt; doch sagte er endlich: „Thu, was Du nicht lassen kannst. In der Stadt freilich werden sie Dir gram werden, sie sehen Dich jetzt schon Alle als ihren künftigen Obersten im Consistorium. Doch —; wer weiß wie lang es mit unserer freien Stadt dauert? — ich bin nicht ehrgeizig; wann willst Du hinausziehen?

„Morgen!"

„Abgemacht!" sagte der Alte und ging den Gästen entgegen, welche er die Treppe heraufkommen hörte.

Des andern Tages stand der Junker schon in aller Frühe auf dem eigenen Hof und nahm ohne Geräusch und viele Worte die Leitung in die Hände, ohne die gewohnte Thätigkeit seiner Knechte und Mägde zu unterbrechen. So sehr er aber von Jugend auf an den Besitz und eine richtige Behandlung des Besitzes gewohnt war, so fand er doch Manches vor, was zweimal überlegt sein wollte oder einer Aenderung bedurfte, welche einen festen Plan voraussetzte, den er sich erst bilden mußte. Seinem Grundsatze getreu, immer das Zunächstliegende, aber mit vollem Ernst und fest anzugreifen, schlug er sich erst alle andern Gedanken und Wünsche aus dem Sinn und es vergingen einige Wochen, bevor er etwas Anderes unter-

nahm, als die Ordnung der täglichen Arbeit auf dem Gute, oder einen andern Menschen sah, als seinen Vater, welcher Sonntags regelmäßig herauskam, ihn mit Rath und That in seinem verständigen Thun bestärkte und kein Wort darüber sagte, daß der Junker den ganzen Tag keinen Gedanken an seine geistliche Bestimmung zu haben schien, als wenn er nach der Sitte der Gegend alles Gesinde zum Morgen- und Abendgebet berief.

Endlich aber war doch ein Ruhepunkt gekommen. Der Junker stand an seinem Fenster und schaute gedankenvoll über die blühenden Bäume des Gartens weg, in den blitzenden Morgen hinaus, bald nach den hohen bewaldeten Bergen, welche auf der einen Seite das Thal abschließen, bald hin über die sanft ansteigende fruchtbare Höhe, auf welcher zwischen Obstbäumen das Dorf und die Kirche lagen, wo der alte Leprecht waltete und wohin auch das Hofgut eingepfarrt war.

Lächelnd steckte er noch eine große Tüte mit Zuckerwerk zu sich, machte sich dann durch das Hinterpförtchen auf das freie Feld hinaus und erreichte, langsam wandelnd zwischen den windbewegten Saaten, doch schon nach einer halben Stunde das Pfarrhaus.

Noch war Alles still; sie mußten aber im Hause doch schon geschäftig sein; denn die Fenster der Wohn-

stube standen offen, daß der Wind in den weißen Vorhängen spielte, und die Gartenthüre war nur angelehnt.

Es war Alles noch so, wie er es als Knabe gekannt hatte; derselbe kühle Geruch trat ihm entgegen, als er in den Flur eintrat, der Ziegelboden war eben so rein gefegt und der feine Sand knisterte wie sonst unter seinen Füßen, als er bedächtig die schmale ausgetretene Holztreppe emporstieg.

Auf dem hellen Flur des ersten Stocks traf er die alte Haushälterin, beschäftigt, die jungen Levkoyenpflanzen in Blumentöpfe zu versetzen. Sie nickte ihm wie vor zehn Jahren freundlich zu und bedeutete ihn, leise aufzutreten und leise zu sprechen: „Der Herr Pfarrer studirt; er hat heute Nachmittag eine Hochzeitspredigt; aber er wird bald fertig sein. Wie wird er sich freuen! — Wir freuen uns Alle!"

„Nun so will ich so lange in den Garten gehen," sagte der Junker — „Pauline schläft wohl noch?"

„Ach nein! Das Kind ist ein gar unruhiger Geist geworden und hat nicht Ruh' im Neste, wenn die Sonne an den Himmel tritt," antwortete die Alte; „sie schleppt ihr langes Kleid gewiß schon lange durch das thauige Gras. Ich will nur eilen, daß das Frühstück fertig wird; denn kommt sie vorher, so will sie mir helfen und singt und pfeift und rennt wie das wilde

Heer Trepp auf Trepp ab, daß mir Hören und Sehen und dem Herrn Pfarrer die Gedanken vergehen. — Der Junker hätte aber wohl auch schon ein Paar Tage früher kommen können," schloß sie, nicht ohne einen Anflug von Mißvergnügen, schon unter der Küchenthüre stehend.

„Weiß Sie denn noch nicht, Dore, daß man in dieser Welt nicht Alles kann, was man möchte!" versetzte er lächelnd.

„Alt genug wäre ich dazu," antwortete sie und verschwand.

Der Junker stieg wieder die Treppe hinab, blieb aber einen Augenblick vor dem Hause stehen, bevor er sich nach dem Garten wandte, welcher hinter dem Gebäude nach dem freien Feld hinaus liegt.

Die Pfarre lag auf der höchsten Höhe; rechts stieß der große Kirchhof an, die Kirche in der Mitte zwischen Hollunderbüschen, Epheu und Rosen. Der größte Theil des weiten Raumes war mit hohem Gras bedeckt und nur in der einen Ecke sah man halbumgestürzte Kreuze oder ein frisches Grab.

Vor dem Hause, nur durch einen Weg getrennt, glänzte das Schmuckkästchen des Pfarrers, sein kleiner Blumengarten, einige farbige Felder von Hyacinthen und Tulpen; auf den Ständern an der schützenden Kirchhofsmauer aber schlugen eben die schönsten Aurikel,

die den Pfarrer berühmt machten weit und breit, ihre großen Augen auf, und über die friedlichen Gräber und stillen Blumen weg sah man die Dächer des tiefer liegenden Dorfes zwischen den hohen Obstbäumen und hörte das gleichförmige Klappern der Mühle am Teich.

Links vom Hause war die freie Aussicht ins Feld vielfach gehemmt durch hohe Heckenwege und die einzeln stehende Pfarrscheune, welche aber nicht benutzt schien; denn die Hundehütte vor der Stallthüre war zusammengebrochen und vor der großen Einfahrt wuchs langes Gras und lagen Bretter und Balken des Nachbars Zimmermann, welchem der Pfarrer den Platz eingeräumt hatte, weil er weder Stall noch Scheune brauchte, da alle Pfarrgüter verpachtet waren.

Endlich trennte sich der Junker von diesem friedlichen Anblick und wandte sich nach dem größeren, auch wohlgehaltenen Garten. Er kannte ihn wie sein Eigenthum und wandelte unter frohen Erinnerungen auf den reinlichen Wegen von Leberkies zwischen den fußhohen Buchsbaumeinfassungen hin, bis er an den Schiefertisch unter der Laube kam, wo er oft schon als Knabe sein Vesperbrod und die schönen Bücher des Pfarrers genossen hatte.

Behaglich setzte er sich und wartete lange ohne Ungeduld, ja er wandte sich nicht einmal um, als ihm bald eine Maiblume, bald ein Büschel frisches Buchen-

laub auf Schulter und Schooß geworfen wurde. Er wußte wohl, daß es die kleine Enkelin des Pfarrers war, mit welcher er sich immer geneckt hatte und die jetzt den Scherz nach fünf Jahren Zwischenraum fortsetzte, als wäre der Junker noch gestern dagewesen.

Endlich sagte eine liebliche Stimme hinter ihm: „Ich hätte Dich gerne geworfen, daß es Dir weh thun sollte, Junker; doch Du bist noch ebenso steif wie ein langweiliger Stein, als sonst. Da war es gar nicht der Mühe werth, daß ich zwei Stunden im Walde herumlief, Blumen für Dich zu suchen; denn, weil Du nicht kamst, wollten wir heute Nachmittag zu Dir kommen. — Ich bin doch ganz anders geworden als Du.“

„So laß Dich sehen, wie Du anders geworden bist,“ sagte der Junker, ohne um sich zu blicken; „ich habe Dir auch etwas mitgebracht.“

„Ohrenringe?“

„Nein!“

„Ein Halsband?“

„Nein; so komm doch!“

Sie ließ ihn aber seine Tüte erst ganz aus der Tasche ziehen, trat, als er sie offen in der Hand hatte, plötzlich vor ihn und griff nach dem Geschenk.

Er traute seinen Augen nicht; statt des Kindes stand ein großes Mädchen vor ihm, schlank wie eine

Tanne; der Morgenwind wehte durch ihre blonden Locken; Alles lebte an ihr, lachte — und er verstummte; eine jähe Empfindung fuhr ihm durch Mark und Bein; nur seine Tüte hielt er krampfhaft fest.

„Gieb nur," sagte das Mädchen; „ich esse auch jetzt noch gern etwas Gutes, wenn ich auch zwei Fuß größer bin. Du sitzest nur so stumm vor mir, weil Du in Deiner Gelehrsamkeit vergessen hast, daß die Mädchen rascher wachsen als die Knaben. Du meintest wohl, Du könntest mich wieder schaukeln, wie damals oder mein Pferd sein und mich Schlitten fahren. Du bist zu alt zum Pferd und ich zu lang für den Bergschlitten."

Der Junker hatte sich indeß auf dem alten Weg wieder zurecht gefunden und sagte lachend, während er ihr die Tüte überließ: „Du hast an Größe zugenommen, Pauline, aber wie mir däucht, nicht an Weisheit."

Sie wiegte sich, als hörte sie ihn nicht, in sich selbst und begann zierlich Menuett zu tanzen, indem sie einen halben Kreis um ihn beschrieb: „Da hast Du einmal wieder ganz Unrecht;" sagte sie fröhlich; „ich habe seither singen und tanzen lernen und versteh mich anzuziehen, daß Alles paßt; das ist genug für fünf Jahre; meinst Du nicht?" —

Er bemerkte jetzt allerdings, daß ihr einfaches Kleid einen eleganten Schnitt hatte, wie es ihm kaum in den größten Städten vorgekommen war und sagte: „Da kommt wohl allmorgens eine Fee zu Dir und wascht Dich und zieht Dich an; denn eure Nätherin im Dorfe verschreibt sich diese Moden doch nicht aus Paris!"

„Ich bin allein eine Fee," antwortete sie; „sonst geht Alles natürlich zu; nur läuft in fünf Jahren viel Wasser den Bach hinab. — Die Schwester des Cantors ist jetzt hier; sie war früher Zofe bei der Frau Oberforstmeisterin von Kreutz und hat den reichen Schindelbauer geheirathet. Sie zieht mich an und weiß, wie es in der vornehmen Welt ist; Menuett aber lerne ich von des Großvaters Turteltauben und das Singen von den Vögeln im Busch."

Der Junker murmelte etwas verstimmt vor sich hin: „Diese Zofe könnte mir sein, wo der Pfeffer wächst!" Doch sagte er freundlich: „Deine Künste passen ja recht gut auf die Pfarre."

„Nun Du wirst doch nicht glauben, daß ich auf der Pfarre sitzen bleibe!" antwortete sie spöttisch.

„Ei, sieh da!" lachte der Junker; „wenn Du obenhinaus willst, kannst Du ja mich nicht mehr brauchen; Du weißt ja, ich bin auch nur ein Candidat der Theologie, und wenn Du einmal Prinzessin bist, sind wir

geschiedene Leute, denn mit großen Herren eß' ich keine Kirschen."

„Sei nur nicht gleich so ernsthaft!" sagte sie erröthend; „wenn Du alle meine Worte auf die Goldwage legst, so habe ich den ganzen Tag Unrecht. Weißt Du, ich habe immer auf Dich gewartet; ich denke, wenn ich einmal einen gefährlichen Weg zu gehen habe, könntest Du mein Stock sein; denn auch der Großvater sagt, auf Dich könne man sich verlassen, auf mich nicht. Ueberdies kann ich Dich jetzt recht gut brauchen, Du sollst mich französisch lehren."

„Du wolltest ja nichts weiter lernen!"

„O, nur nichts Unnützes; aber französisch muß ich können, wenn der Prinz vor das Haus fährt und herausruft: „„Wohnt nicht hier meine Pauline?""

„Du bist eine Närrin!" sagte er lachend; „laß uns aber Frieden schließen, denn dort kommt Dore, und bringt das Frühstück."

„Keinen ruhigen Bissen, wenn Du mir nicht erst versprichst, französisch zu lehren," rief sie; „Du brauchst nur anzufangen; ich lerne es aus der Luft; nur keine Regeln, das thut mir im Kopf weh."

„Nun ja; ich verspreche es Dir," sagte der Junker; „ich will Dich behandeln wie einen Papagei." Er nahm ihre dargebotene Hand und sie lachten und

scherzten, bis endlich auch der alte Pfarrer herankam und den Gast herzlich begrüßte.

Wie viele Mühe sich auch das Mädchen gab, dem Großvater Alles bequem zu machen, wie sorglich sie seine Aufmerksamkeit zu verdienen suchte, so daß die Haushälterin sagte, das Kind habe heute seine Sonntagslaune, so konnte sie doch nicht verhindern, daß die Männer bald in ein Gespräch vertieft waren, welches ihr nichts Anziehendes bot und sie zog endlich vor, da keine weitere Notiz von ihr genommen wurde, mit ihrer Tüte in der Hand vor der Laube auf und nieder zu gehen, und halbtanzend ihre Süßigkeiten zu verspeisen und bald dies, bald jenes Lied beginnend, wenigstens die Männer in jeder Weise zu stören, bis sie sich zuletzt mit dem schönen Hunde des Junkers, welcher sich ihr angeschlossen hatte, entfernte.

Die Macht der weiblichen Coquetterie ist darum so groß, weil sich der Einzelne, welcher sich gerade davon angezogen fühlt, stets für den im Stillen allein Bevorzugten hält und vergißt, daß dieses Anziehen und Abstoßen dem ganzen Geschlechte gilt. Sogar wenn ein solcher Verliebter sich nicht länger die Wahrheit vorenthalten kann, so sucht er erst recht nach Entschuldigung und legt sich selbst eine Binde vor das Auge, die er gar nicht lüften will.

Diesen bequemen Weg für seine Leidenschaft schlug jetzt auch der Junker ein; Pauline war ja ein Kind; damit machte er sich blind und sah in Allem, was das Mädchen that, nur herrliche Naturanlage und ein liebenswürdiges Gemüth, nur Unbefangenheit in dem, was Berechnung war. Auch hätte ein noch mehr erfahrener Mann kaum unterschieden, was bei Pauline Ausfluß ihrer reichen Natur, was Absicht war. Sie konnte so strahlend gutmüthig sein und gab, obwohl sie einen ausgesprochenen Sinn hatte, Alles zu besitzen, was ihr gefiel, das was sie besaß, mit leichtem Muthe ohne Bedenken hin. Gern hülfreich, bereitete sie dem Junker die Wege, welche er an das Herz und die Bedürfnisse des gemeinen Mannes suchte, und entzückte ihn durch die Einfachheit ihres Rathes.

Wie lebhaft sie war, so vergaß sie sich doch nie wieder, wenn die Männer sich in Gespräche vertieften; sie horchte mit Antheil auf das, wobei sie am liebsten geschlafen hätte, und wenn es in ihr aufblitzte, waren die Urtheile, welche sie über Menschen und Dinge dazwischenwarf, so treffend, daß sich der Junker kaum noch über ihre unglaublichen Fortschritte in der fremden Sprache wunderte.

Je weiter der Sommer vorrückte, um so fröhlicher wurde der Junker. „Du wirkst auf mich wie Cham-

pagner!" pflegte er zu sagen; und sie antwortete dann: „Und Du, als ob ich zu weite Schuhe angezogen hätte. Ich kann nicht mehr hüpfen und springen, aus Furcht den Schuh zu verlieren!" —

Alle Welt dachte nicht anders, als daß aus den Beiden mit nächstem Frühjahr ein Paar geworden sein würde, und wenn auch zwischen ihnen selbst davon nie die Rede gewesen, so hielt es der Junker doch für Pflicht, mit dem eigenen Vater zu reden.

„Du weißt, daß ich nur Rath gebe;" hatte der alte Herr geantwortet; „Dein Entschluß ist frei; doch will ich selbst gehen und sehen." — Er ging und sah, und als er wiederkam, sagte er: „Mir ist die Schwiegertochter schon recht; sie versteht es, einem alten Manne zu schmeicheln. Nur fürchte ich, sie wird Dich hinziehen und betrachtet Dich als Nothpfennig, den man nur nimmt, wenn alles Andere weg ist. — Doch ich bin oft grämlich, und kann Unrecht haben. Ich will nur Eins, daß Du ein halbes Jahr nach Holland reisest, die Verwandten Deiner Mutter zu besuchen. Bringst Du dann denselben Maßstab zurück, so thu, was Du nicht lassen kannst; meinen Segen sollst Du haben."

Dem Junker gingen diese Worte wie ein Schwert durchs Herz; er war versucht, den Vater im Stillen anzuklagen; aber er gehorchte doch und reiste nach

einem zärtlichen Abschied an den Rhein, und mit dem ersten Schiff nach Holland.

Er dauerte aus, weil es der Vater wünschte, wie wenig ihm das fremde Leben zusagte; aber nur so lange, als mit jedem Posttag die zärtlichen Briefe Paulinen's einliefen. Denn der Friede, welchen er neben dem Mädchen empfunden hatte, war in der Entfernung von ihm gewichen; eine peinliche Unsicherheit hörte nicht auf, ihn zu quälen, bei jedem Brief flog sein Auge zuerst ans Ende, ob ihm zärtliche Worte sein dauerndes Glück verkündigten.

Er mußte seine Gedanken immer in der Heimath haben und eilte deshalb einen Monat früher, als er gesollt hatte, nach der Heimath zurück, sobald die Post nur einmal eingetroffen war, ohne ihm vom Vater und der Geliebten Briefe zu bringen.

Es war ein trüber nebliger Februartag und schneite in breiten Flocken, als er endlich vor dem väterlichen Hause wieder anfuhr und zu dem Vater, welcher ihm nicht hatte entgegenkommen können, weil er unwohl war, emporeilte. Der Alte saß in seinem Lehnstuhl und empfing ihn zärtlicher als sonst. „Ich wußte wohl, daß Du kommen würdest," sagte er weich; „Deine Mutter ist mir in diesen Tagen vielfach erschienen und hat mir versprochen, Du solltest mir die Augen zudrücken. Nun kann es ja geschehen."

Als ihn der Junker weinend umarmte, wehrte er es ab und sagte: „Spare Deine Thränen; über das, was der Welt Ordnung ist, muß man nicht weinen; der Ort, wo ich hinkomme, muß schön sein; denn so oft ich ans Sterben denke, höre ich eine leise Musik um mich her; unter solchen Tönen muß sich gut schlummern lassen. — Aber nun mache Dich auf, daß Du bald wiederkommst; ich habe nicht lange Zeit mehr zu warten. Gehe hinaus auf den Hof und das Pfarrhaus. Du wirst da auch Manches anders finden, und lernen, was Treue ist und Untreue.“

Der Sohn wollte fragen, was es sei, aber der Alte winkte ihm mit der Hand zu schweigen und zu gehen, und sagte endlich, als der Junker doch noch zauderte: „Ich habe Dich zu einem Mann erzogen; zeige Dich als Mann und handle selbst.“

Mit bangem Herzen schritt der Junker auf verwehten Pfaden nach dem Hofe und daran vorbei nach dem Pfarrhaus empor; es that ihm wohl, daß er sich mit Wind und Wetter abkämpfen mußte und darum zu keinem zusammenhängenden Gedanken kam. Erst als er — denn es war schon Nacht geworden, — in den dunkeln Flur des Pfarrhauses eintrat und sich den Schnee von den Füßen stieß, als ihm nur der dumpfe Schall des Gewölbes antwortete und kein Licht an

der Treppe erschien, sagte er wehmüthig vor sich hin: „Ein Stern ist verblichen!" und weinte sehr.

Endlich vermochte er sich zu fassen und suchte langsam tastend die dunkle Treppe. Er schritt hinauf und trat ohne anzuklopfen in die Wohnstube, weil er Licht durch eine Ritze schimmern sah.

Der Pfarrer saß wie sonst an seinem Tische und las; die Haushälterin drehte am Ofen ihr Spinnrad, die Katze erhob sich vom Lehnstuhl und strich um die Füße des Ankömmlings.

„Wo ist Pauline?" fragte der Junker tonlos, als ihn Niemand anredete.

„Ich weiß es nicht!" antwortete der Pfarrer; „wir wissen es nicht!" bekräftigte die Alte, ließ ihr Rad stille stehen und fuhr sich mit der Schürze nach den Augen.

Der Junker ließ sich jetzt schweigend auf einen Stuhl nieder und betrachtete den Pfarrer, der sich wieder in seine Bibel vertiefte und nur von Zeit zu Zeit das, was ihn in seiner Stimmung besonders tief berühren mochte, laut las. „Wer sich gern lässet strafen, der wird klug werden; wer aber ungestraft sein will, der bleibet ein Narr!" Er betonte diese Worte streng und setzte dann hinzu: „Ich war ein schlechter Hirte und mein Alter ist trübe, weil ich für Andere weise sein wollte und im eigenem Hause nicht

Zucht hielt. — Verzeih' mir, mein Sohn; meine Schwäche hat Dir viel Schmerz bereitet, und ich sehe kein Ende. Nur beten kann ich für Dich, für sie — und für mich." Damit stand er auf und ging langsamen gebrochenen Schrittes in seine Kammer. — „Er kümmert sich um Nichts mehr!" sagte die Haushälterin, ihm nachblickend, und begann dann dem Junker zu erzählen, was vorgefallen war.

Der Friede wohnte im Haus, auch als Ihr fortgereist ward, sagte sie; der Winter war so milde, wie ich es mich kaum zu erinnern weiß, und wir Alle glaubten schon der Frühling sollte kommen und mit ihm auch der Junker, als in einer Nacht tiefer Schnee fiel und eine grimme Kälte über die Felder fuhr.

Die Arbeit des Landmanns hatte schon beginnen wollen, jeder rüstete Zeug und Wagen und Pflug her; jetzt war es plötzlich wieder still und eingeschneit; auch die Mühle sogar hörte man nicht mehr gehen, weil der Teich bald bis auf den Grund gefroren war.

Um so lustiger lachten die Bauern in ihrer warmen Stube sich an, und priesen es, daß sie zur Reichsstadt gehörten, und nicht zur Jagd und zum Treiben aufgeboten werden konnten. Denn von ihren Fenstern aus konnten sie wohl sehen, wie die armen Bäuerlein aus den Herrschaftsdörfern frierend den langen Wald

entlang standen, der doch an unsere Flur stößt und dem Grafen Mensberg gehört. Gar manchmal stob auch das ganze wilde Heer mit ihren prächtigen Schlitten und Rossen und Hunden durchs Dorf, weil sie dadurch ein gutes Stück Weg abschnitten, um in den Falkenwald zu kommen, der auch wieder herrschaftlich ist. Dann fuhren natürlich alle neugierigen Köpfe ans Fenster und auch das Kind ließ sich nicht halten; wenn es nur von Weitem die Hörner hörte, lief es zur Schindelbäuerin hinunter, um die Herrlichkeit vorbeifliegen zu sehen und sich erzählen zu lassen, wer Alles die vornehmen Herren waren.

So geschah es auch am letzten Sonntag vor vierzehn Tagen. Der gottlose Lärm war gleich nach dem Frühgottesdienst durchs Dorf gefahren und Pauline blieb länger als gewöhnlich bei der schwatzhaften Bäuerin.

Plötzlich aber, — ich will eben die Suppe auf den Tisch setzen — stürmt das Kind in die Stube und ruft, es sei Feuer unten im Wirthshaus. Mein erster Gedanke war, daß dort die Häuser am engsten stehen, und daß alles Wasser fehlte; vor Schreck konnte ich kaum das Fenster aufmachen, und wie ich hinaus sehe, fängt auch die Glocke schon an zu jammern und vor mir stieg eine breite gerade Rauchwolke

auf, denn es war zum Glücke windstill, sonst hätte das ganze Dorf zu Grunde gehen müssen.

Nun muß man doch sehen, wie man dem Nächsten helfen kann, und so lief ich denn rasch nach meinem Eimer und ging dann mit dem Herrn Pfarrer, der Pauline befahl, das Haus zu hüten und die Flüchtigen aufzunehmen, so rasch als möglich nach dem Dorfe hinab. Es begegneten uns auch, wie der Herr Pfarrer richtig voraus gesehen hatte, schon auf dem halben Weg die jammernden Frauen mit Kindern und Andere mit allerhand unnützen Geräthen, was sie in der Angst nur zuerst gegriffen hatten.

Unten aber war die Noth und Rathlosigkeit erst recht groß; zwar sind zwei eigene Spritzen im Dorf, und war auch willige Mannschaft genug da; aber sie konnten nichts machen; die Brunnen gaben wenig Wasser her und die Spritzen waren bei der Kälte bald unbrauchbar. Das Feuer griff weiter, und als der Herr Pfarrer rieth, man solle doch einige Scheunen zusammenreißen, die noch nicht brannten und doch dem Feuer gerade den Weg ins ganze Dorf zeigen mußten, wenn sie auch anfingen, da hörte Niemand recht darauf; die Bauern können so etwas nicht begreifen und arbeiteten zwar mit Hacken und Beil an den Scheunen herum, aber viel langsamer, als das Feuer um sich fraß.

Es fehlte mit Einem Wort an einem Kommando, wie es immer bei den Bauern ist, die über die Herren räsonniren und doch ohne Herren nichts ausrichten. Deshalb war Jedermann froh, als endlich die fremden Jäger von ferne heransprengten, welche die Feuerglocke gehört hatten. Weit voraus kam ein Herr, vielleicht in den Dreißigen, vor dem die Bauern auch gleich Respekt hatten, denn seine schwarzen Augen rollten und funkelten, und wenn er befahl, wagte Keiner Nein zu sagen.

Ich stand ihm ganz nahe, daß mir sein Pferd den Dampf fast ins Gesicht sprühte, und graulte mich eigentlich vor dem Mann, der keinen Widerspruch kennen mußte; denn wenn er auch schön war, so schaute er doch, Gott verzeih' mir meine Sünden, in das Feuer hinein, als freute er sich daran und wäre es sein rechtes Element.

Erst ließ er die Bauern antreten, und nun ging die Arbeit ganz anders mit dem Einreißen; dann schaute er lang vor sich nieder, bis sonst Alles still war, wie gebannt. Er befahl eine Schüssel mit Sand zu holen, und als man ihm diese gebracht hatte, ritt er langsam dreimal um die ganze Brandstätte herum, und warf, so oft er an der Sandschüssel vorbei kam, welche ein Mädchen halten mußte, drei Handvoll Sand nach der Brandstätte. Dabei sagte er auch einen

Spruch, den aber Niemand verstand, selbst der Herr Pfarrer nicht, der doch lateinisch und griechisch und hebräisch kann, wie deutsch.

Wir standen herum, erst verwundert und ungläubig und dann verduzt; denn wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, ich würde es meinem eigenen Vater nicht glauben: das Feuer schlug erst in die Höhe, wie ein Pferd, das seinen Meister fühlt, und wirbelte dann und sank zusammen, als ob es in seinem eigenen Qualm erstickte. Die Mannschaft, die jetzt besser zukommen konnte, that mit neuem Muth nun auch das ihrige, und nach einer Stunde konnte man sagen, die Gefahr sei überwunden.

Als es endlich soweit war, stieg der fremde Herr vom Pferde, ließ es in den warmen Stall führen und verlangte eine Tasse Kaffee. Der Herr Pfarrer lud ihn natürlich zu sich ein, denn wir wußten wohl, daß das Kind klug war und Alles bereitet haben würde, um uns nach der Angst und Arbeit zu erquicken.

Es war so, wie wir vorausgesehen hatten. In der Küche hatte Pauline schon die Schultheißin und ihre Töchter angestellt, Kaffee zu kochen; sie selbst saß in der Wohnstube zwischen allerlei Habseligkeit, die man in's Pfarrhaus gerettet hatte, und tröstete die Wirthin, die ganz aufgelöst war, und wiegte zugleich

das kleine Kind derselben auf ihrem Schooße in den Schlaf.

„Ich habe so etwas Schönes nie gesehen und werde es auch nicht wieder sehen!“ jammerte die Alte und unterbrach sich selbst mit Schluchzen und Weinen. Als aber der Junker unbeweglich sitzen blieb, fuhr sie endlich fort:

Der fremde Herr mußte ebenso denken, denn ich sah wohl, daß sein Auge auch gut sein konnte, wenn er das Mädchen anblickte. Er mochte auch nicht aus der Wohnstube fort, die doch wie eine Trödelkammer aussah, als ihn der Herr Pfarrer in sein Studirzimmer führen wollte.

So blieb er denn länger als eine Stunde sitzen. Ich mußte ab- und zugehen; der Herr Pfarrer hatte auch andere Geschäfte, und so mußten sie sich allein unterhalten; das thaten sie auch recht lebhaft, und ich machte mir manchmal in der Stube zu thun, konnte aber kein Wort verstehen, denn sie sprachen das verfluchte Kauderwelsch, was der Junker selbst dem Kinde gelehrt hat. Nur das merkte ich, daß sie mich wegen meiner Neugier auslachten; sonst weiß ich nicht, was sie gethan haben, denn die Wirthin, welche immer in der Stube war, kann auch nichts aussagen, weil sie den Kopf so verloren hatte, daß sie sich neben ihr

hätten küssen können, ohne daß sie es inne geworden wäre.

Es war noch Tag, als der Fremde endlich sein Pferd aus dem Dorfe holen ließ, wo sich seine Bekannten und Diener beim Schindelbauer einquartiert hatten. Er sprach noch gar freundlich mit dem Herrn Pfarrer, gab ihm auch einen schweren Beutel für die Abgebrannten und ritt dann spornstreichs weg, nachdem er noch vom Pferde aus zu uns heraufgegrüßt hatte.

Wir hatten so viel zu thun, die Obdachlosen unterzubringen und Sonstiges, daß wir nicht Zeit hatten, lange über den fremden Herrn nachzudenken; und gingen sehr früh zu Bett, weil Alle herzlich müde waren. Auch das Kind lief schon, als es dämmerte, nur noch mit halboffenen Augen umher, und als es neun Uhr schlug, löschte ich das letzte Licht im Pfarrhaus.

Nun wird meine Geschichte kurz. Am andern Morgen mußte ich mich wundern, daß sich Pauline, die sonst immer mit dem Tageslicht aufstand, so lange nicht sehen ließ. Ich ging also in ihre Kammer und erschrak etwas, als ich ihr schneeweißes Bett ganz unberührt fand. Doch da sie oft sonderliche Gedanken hatte und das, was ihr einfiel, auch rücksichtslos ausführte, so dachte ich erst, sie sei ins Dorf heruntergegangen und habe irgendwo bei einem Kinde gewacht

oder sei bei der Schindelbäuerin sitzen geblieben. Ich machte mir also im Dorfe zu thun, aber ich hörte nichts und sah nichts. Angstvoll rannte ich wieder nach Hause; da sah ich die Thüre am großen Garten weit offen und bemerkte, als ich endlich den Garten bis an die Hinterpforte durchsucht hatte, daß auch diese aufgeklinkt war, und von da an die deutlichsten Fußspuren des Kindes quer über das Ackerfeld liefen. Ich legte mich darauf wie ein Jagdhund, aber es half mir nicht viel; an der Chaussee hörte die einzeln-erkennbare Fußspur auf. Nur zeigte sich deutlich, daß an der Stelle, wo sie auf die Chaussee gekommen war, ein Schlitten mit zwei Pferden gewendet haben mußte.

Fast ohnmächtig kam ich nach Hause, nur zu neuen Sorgen; denn als ich die Sache doch dem Herrn Pfarrer sagen mußte, dachte ich nicht anders, als der Schlag habe ihn gerührt, denn er blieb einen ganzen Tag lang wie erstarrt. Das erste und einzige Wort, was ich über den Hergang von ihm hörte, war, daß er vor sich hin sagte: „Ich bin selbst schuldig." Sonst redete er nicht, und ich wagte seinen Gram nicht zu befragen. Nur muß ich noch erzählen, daß er sich zwei Tage darauf in die Stadt fahren ließ zum alten Rathsherrn und, als er wiederkam, sagte: „Gott sei gelobt, der Junker kommt und wird thun, was ich nicht thun kann."

„Ich werde es auch thun!“ unterbrach sie der Junker; „doch sprich, wissen die Nachbarn von dieser unglückseligen Flucht?“

„Ach nein!“ antwortete sie; „es weiß es sonst Niemand. Glücklicherweise war der Herr Pachter von Rohrbach, des Herrn Pfarrers Schwestersohn, beim Brand zu Hülfe hergefahren, und so habe ich des andern Tages allen Leuten gesagt, Pauline sei auf einige Zeit mit ihm gegangen. Gottlob, die Leute wissen nichts davon.“

„Ich kümmre mich nichts um die Leute und ihr Gerede; ich dachte bei meiner Frage nur an Pauline; die Menschen verachte ich!“ rief der Junker heftig aus, hielt aber inne, als erschräke er über seine eigenen Worte. — Nach einer Pause fragte er: „Hat sie nichts zurückgelassen?“

„Kein Wort! — Allein die Geschenke, welche ihr der Junker aus Amsterdam geschickt hatte, lagen in einem Papier auf der Commode; auch hat sie nichts mitgenommen, als ein Bündelchen Wäsche.“ — Die Alte fing von Neuem an zu weinen; der Junker aber erhob sich, gab ihr freundlich die Hand und sagte: „Grüße mir den Herrn Pfarrer, ich bleibe darum doch sein getreuer Sohn und werde suchen, bis ich gefunden habe.“ —

Damit eilte er weg, schlug den Weg nach seinem Gute ein, sprach einige Worte mit dem erstaunten Oberknecht, welchem er kaum Zeit ließ, sich der Wiederkunft des jungen Herrn zu freuen, löste seinen Lieblingshund von der Kette und eilte dann mit seinem zottigen Begleiter durch die unwirthliche Nacht in die Stadt zurück.

Das Wasser nimmt nicht mehr Salz an, eine gesunde Seele nicht mehr Schmerz, als sie auflösen kann. Und will das Unglück nicht aufhören und rollt Eines über das Andere herein, so weist ein männliches Gemüth ab. Unerfahrene Menschen nennen diese Nothwehr Herzlosigkeit. Sie würden auch den Junker verdammt haben, daß er schon unterwegs das Unglück im Pfarrhaus, die Todesahnung des Vaters, seine gestörte Zukunft, ja seinen eigenen Schmerz schweigen hieß, daß nur Ein Gedanke, Ein Ziel seine Seele ausfüllte: „Wie willst Du das Mädchen finden?"

Dieses starre Abweisen änderte sich auch nicht, als er schon unter der Hausthüre von der weinenden Magd aufgehalten und erst in das Parterrezimmer geführt wurde, wo der Arzt auf ihn wartete. Er erblaßte und wußte sogleich, daß das Aeußerste geschehen war, dennoch hörte er es ruhig an, wie ihn der Arzt vorzubereiten suchte und ließ sich endlich hinaufführen.

Der alte Herr war nicht zu bewegen gewesen, im Bette zu sterben. Er saß, als wenn er schlummerte, in seinem Lehnstuhl vor dem Schreibtisch, in Gesicht und Haltung fast unverändert. Noch in seinen letzten Augenblicken mußte er sich mit dem Sohne beschäftigt haben, denn vor ihm lag ein gesiegelter Brief mit der Aufschrift: „An meinen Sohn," und als ihn der Diener, etwa eine Stunde vor Zurückkunft des Junkers, todt gefunden hatte, hatte auch der Wachsstock noch gebrannt, an welchem er zu siegeln pflegte.

Der Junker ordnete erst Alles an, was des andern Morgens geschehen sollte, ließ den Todten in seine Kammer nebenan bringen und gebot dann, daß Alles im Hause zur Ruhe gehe.

Er selbst hielt Wache und erbrach dann, als Alles stille geworden war, den Brief des Vaters. Derselbe enthielt eigentlich nur eine Uebersicht des wohlgeordneten, für damalige Zeit sehr bedeutenden Vermögens und nur dazwischen kaum leise angedeutete Rathschläge. Das Ganze schloß mit den Worten: „Wenn Du rathlos bist, so frage im Geist Vater und Mutter; höre nicht auf zu lieben und verachte die Menschen nie; dann wird es Dir wohlgehen." — Als Postscript war noch beigefügt: „Ich will nicht über meinen Tod hinaus herrschen. Da Du aber doch das Mädchen suchen wirst, habe ich Dir schon die nöthigen Pässe

und dreitausend Gulden in französischem Gelde hingelegt, welche Du in dem rechten unteren Schubfach finden wirst."

Diese freundliche Sorge bis ans Ende, die tröstliche Zustimmung des Vaters zu seinen Planen, löste den Krampf seines Herzens; der Junker konnte weinen, seine Heftigkeit verschwand; er war wieder milde geworden, als der Tag heraufdämmerte.

Ohne Ungeduld unterzog er sich jetzt allen den verletzenden Formen, welche ein Tod und eine Beerdigung mit sich bringen, und die damals noch störender waren als jetzt, weil der Todtenschmaus um so splendider sein mußte, je angesehener der Mann war, welcher begraben werden sollte. Er behielt die Fassung und hatte für Jeden, der sich theilnehmend herandrängte, ein freundliches Wort; nur von sich selbst sprach er nicht, auch wagte ihn Niemand darum anzureden, wie neugierig Manche auch sein mochten, zu wissen, was der Erbe des reichen Mannes beginnen werde.

Endlich war der Vater neben der Mutter beigesetzt und der Sohn ging einsam in seinem Zimmer auf und nieder. Er hatte sich alle Besuche verbeten und berief zuletzt, als der Abend einbrach, die Schaffnerin und den Oberknecht, welcher zur Leichenfeier vom Gute hereingekommen war.

Der Alten befahl er seinen Koffer zu packen, zu einer langen Reise, während er dem Oberknecht auftrug, wie er es auf dem Gute halten sollte. Dann mußte sich der Knecht selbst aufmachen und den Koffer nach einer entfernten Poststation fahren, damit Niemand in der Stadt erführe, wohin er adressirt war.

Er selbst wartete, bis es ganz dunkel geworden; dann übergab er der Alten das Haus und ließ sein Pferd vorführen. Sie sah ihm ängstlich zu, wie er den Mantelsack aufschnallte und die Pistolen in die Satteltaschen steckte, doch wagte sie nicht zu fragen und hielt ihre Thränen zurück, als er aufsaß, dem Hunde pfiff und in die Nacht hineinritt.

Sein erstes Quartier war das Städtchen, welches am Fuße des Mensberger Schlosses liegt. Er hatte zwar schon aus der Beschreibung der Pfarrmagd geschlossen, daß der Prinz Louis der Verführer sein mußte; er wollte sich aber erst noch vergewissern, daß der Prinz bei der Jagd und beim Feuer gewesen war.

Weiteres als diese Gewißheit konnte er aber auch in dem Städtchen nicht erfahren, und so blieb ihm nichts übrig, als sich in die Hauptstadt selbst zu wagen, wo der Prinz das Heft in der Hand hatte, obwohl er nur Bruder des regierenden Herzogs war.

Damals war die Tyrannei noch gar groß und wurde durch die Kriege immer größer. Die Fürsten

fürchteten sich vor dem Kaiser nicht mehr und noch nicht vor der Meinung des Volkes und übten Gerechtigkeit nur da, wo ihre Gelüste nicht mit ins Spiel kamen. Man ließ unbequeme Leute noch verschwinden, ohne daß ein Hahn darnach krähte, und die Menschenleben waren wohlfeil.

Mit Gewalt und Recht war nichts durchzusetzen; das einzige Mittel blieb die Geduld. Darnach richtete sich der Junker ein. Er wußte, daß die Menschen einen Fremden nicht in Ruhe lassen, bevor ihre Neugier befriedigt ist und sie zu wissen glauben, was er unter ihnen will. Deshalb wandte er sich gleich nach seiner Ankunft an einen damals vielgenannten Bergrath, welcher zugleich eine Art Institut für angehende Naturforscher eingerichtet hatte, und trat selbst in diesen Kreis strebsamer Schüler ein.

Dieß befriedigte die Neugier, machte ihm Freunde und gab ihm Gelegenheit, unverdächtigt die ganze Umgegend zu durchstreifen und seine Nachforschungen zu beginnen.

Es ging aber Winter und Frühjahr vorüber, ohne daß er die geringste Spur gefunden hätte. Zwar wußte er, daß der Prinz vielfach und oft tagelang die Stadt verließ, ohne daß das Publikum erfuhr, wo er hinging; aber er fuhr jedesmal zu einer andern Stunde und zu einem andern Thor hinaus, und die Bestechung,

welche der Junker versucht hatte, wagte er nicht zu erneuen, nachdem sie einmal mißlungen war.

Der Junker wehrte sich vergeblich dagegen, daß er immer düsterer und heftiger wurde. Er haßte, wo sein Vater ihm geboten hatte, zu lieben. Er sann auf Rache am Prinzen, als ihn plötzlich ein Zufall auf den rechten Weg führte.

Dem Herzog war nämlich nach langer unfruchtbarer Ehe spät ein Sohn geboren worden, Hof und Stadt feierten Fest über Fest und aus allen Ecken und Enden strömten auch die Landleute nach der Stadt, die Herrlichkeit mit anzusehen. Zwischen diesen Neugierigen trieb sich auch der Junker umher, da es ihn nicht zu Hause ließ und ihm jede Arbeit zuwider geworden war, als er eines Tages von Weitem auch die Schindelbäuerin mit ihrem Manne erblickte, welche sich in das geschmückte Schloß hineindrängten.

Unwillkürlich verbarg er sich hinter einem Baum, um von den Bauersleuten nicht gesehen zu werden. Es fuhr ihm durch den Sinn, daß die Bäuerin vielleicht die Hand im Spiele habe, wenigstens den Aufenthalt des Mädchens wissen könnte, denn sie war immer Vertraute gewesen und hatte die ersten Keime des Hochmuths in Pauline gehegt und gepflegt.

Der Junker wollte nicht weiser sein, als der Mensch sein kann, und folgte gerne den leisen Rufen,

welche uns oft den Weg leichter machen, als aller Menschenwitz. Er erinnerte sich jetzt auch des Namens der Herrschaft wieder, bei welcher die Bäuerin als Zofe gedient hatte, und der auch bei dem Bergrath oft genannt worden war, ohne daß der Junker an einen Zusammenhang gedacht hätte. Denn der Forstmeister von Kreutz galt für einen großen Mineralogen, wie es damals in der vornehmen Welt Mode geworden war.

Der Junker legte sich jetzt aufs Fragen und hörte, daß die Forstmeisterei eine gute Tagreise von der Stadt liege, als Enklave mitten in einem andern Lande, und der berühmteste Forst sei weit und breit. Man machte ihm viel Rühmens von dem Baron von Kreutz. Der Junker besann sich nicht lange und brach auf, sobald der Morgen graute. Da er scharf ritt, war er schon gegen Mittag in die Gegend gekommen, wo sein Ziel liegen mußte. Der Weg war zwar gut, führte aber lange Zeit durch eine öde Gegend, wo keine menschliche Wohnung zu sehen war. Das Pferd fing an zu ermatten, den Reiter selbst quälte der Durst, so daß er endlich, als er wieder in den schattigen Wald kam und noch immer kein Dorf erreichen konnte, bei einem Bache abstieg, um sich und dem Pferde einige Ruhe zu gönnen. Es war gerade eine Stelle, wo sich einige

breite grasbewachsene, geradlinige Wege, wie sie durch einen Wildpark führen, mit der Chaussee kreuzten.

Er warf sich unter einen schattigen Busch und versuchte zu schlummern. Darin störte ihn aber sein Hund, welcher anfing sich zu entfernen und, was sonst seine Gewohnheit nicht war, zu revieren. Dieß war dem Junker auf einem fremden Jagdgebiet unangenehm, und er pfiff dem Thiere zurück, welches zwar willig kam, sich aber immer wieder auf die Spur legte und wiederkam und freudig um den Herrn herumging.

Den Junker unterhielt dieser Kampf von Naturtrieb und Gehorsam; doch war es ihm nicht unangenehm, als endlich zwei Holzhauer des Wegs daher kamen, und ihm auf sein Befragen lachend antworteten, das Wirthshaus liege gleich hinter der nächsten Biegung der Chaussee. „Wenn aber der junge Herr vielleicht auf die Forstmeisterei will,“ setzte noch einer der Männer hinzu, „so muß er hier den Waldweg rechts hinauf.“

Der Junker dankte; sein Herz bebte ihm bei diesen Worten; es war der Weg, welchen der Hund abgesucht hatte; der Hund kannte und liebte das Mädchen. Streichelnd fuhr er seinem einzigen Freunde über den schönen Kopf und nahm dann das Pferd am Zügel, um auf dem Wege nach dem Wirthshaus

fortzuschreiten. Der Hund blieb aber erst stehen und folgte nur, als der Herr zweimal rief.

Im Wirthshaus wollte sich der Junker erst mit Speise, Trank und Schlaf stärken, denn er bedurfte Ruhe und neue Ueberlegung und nahm sich lange Zeit, bevor er sich endlich zu Fuß mit seinem Hunde nach der Forstmeisterei auf den Weg machte.

Der Abend war milde und schön; der Junker achtete aber nicht darauf; er sah seine Pistolen nach und führte, weit ausschreitend, den Hund an seinem Stahlband, weil das Thier immer vorauseilen wollte.

Man hatte ihm im Wirthshaus gesagt, er werde eine halbe Stunde zu gehen haben; er war aber kaum die Hälfte gegangen und stand sinnend in einer kleinen Lichtung still, als er von einem Herrn angesprochen wurde, welcher mit der Büchse unter dem Arm aus dem Walde trat.

„Entschuldigen Sie," sagte der Fremde, „daß ich Sie aufhalte; aber Ihr Hund ist für einen Jäger ein Anblick, welchen man gern in der Nähe hat. — Oder haben Sie vielleicht mir die Ehre Ihres Besuches zugedacht?" —

„Ich suche den Forstmeister von Kreutz," sagte der Junker abweisend.

„Ich bin es selbst," entgegnete der Fremde, sich höflich verbeugend, „und werde mir erlauben, Sie in

mein Haus zu begleiten.“ Als der Junker zögerte, setzte er noch hinzu: „Wenn Sie auch in Geschäften kommen, so ist dazu nachher Zeit.“ —

Der Junker sah ihn mit starren Blicken an und sagte dann, immer stehen bleibend: „Ich könnte mit einer Lüge unter Ihr gastliches Dach treten und sagen, daß ich gekommen bin, Ihre vorzügliche Steinsammlung zu betrachten. Ihre Offenheit und Ihr Anblick macht diese Lüge unnütz. Sie verbergen in Ihrem Haus meine Verlobte; ich will sie wieder holen.“ —

Der Forstmeister trat einen Schritt zurück, und sagte dann, nicht ohne einen höhnischen Zug von Spott um die Mundwinkel: „Das Fräulein wird auf eine so brüsque Aufforderung nicht mit Ihnen gehen wollen, und Sie setzen sich unnütz Gefahren aus — um — um — —“ er vollendete nicht, was er auf der Zunge hatte. — „Ueberdieß,“ setzte er mit vornehmer Kälte hinzu, „steht die Dame auf Befehl meines Fürsten unter meiner Obhut und hat einen freien Willen; ich aber bin Manns genug, sie in diesem freien Willen zu schützen.“ —

Der Junker hörte es ruhig an, sagte aber weiter nichts als: „Ich bin der Junker Mais von Salishofen.“ Dann zog er seine Pistolen hervor, reichte sie dem Forstmeister hin und sagte: „Wählen Sie!“

Der Forstmeister zuckte die Achsel. Doch begann er von Neuem, dem Junker vorzustellen, daß er sich ein Recht anmaße, welches ihm nicht zustehe, und daß er sein Leben aufs Spiel setze, ohne selbst als Sieger damit zu seinem Zwecke zu kommen. Er bat ihn sogar, sich zu entfernen und sprach mit Theilnahme und Wärme.

Der Junker schien gar nicht darauf zu hören; er kam sich selbst vor, als wäre Herz und Leben in ihm versteint. Nur als ihm die Rede zu lange dauerte, sagte er heftig: „Der Hehler ist eben so infam als der Stehler; zwei Edelleute brauchen keine Zeugen; Sie haben den ersten Schuß!“ —

Der Forstmeister konnte und wollte jetzt nicht mehr ausweichen. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen, schnitt einige bebuschte Haselnußgerten ab und steckte die Entfernung aus.

Dann wählte er und schoß zuerst.

Er fehlte.

Jetzt trat der Junker ruhig seine drei Schritte vor und nahm so sicher, daß der Forstmeister lautlos vor sich aufs Gesicht stürzte, wie eine umgeworfene Säule.

Der Junker fuhr sich über die Stirne; dann hob er den Gefallenen auf, ohne daß seine Hand zitterte, und setzte ihn mit dem Rücken gegen einen Baum.

Er lud seine Pistolen wieder und schritt dann, ohne sich umzusehen, auf die Forstmeisterei zu.

Bald sah er sie vor sich liegen. Es war ein niedriges, weitläufiges Gebäude auf einer umzäunten großen Waldwiese, wo einiges Wild unter den einzelstehenden Bäumen herumlag. Fast in der Mitte des Rasenplatzes lag ein offener Pavillon von Holz, in welchem zwei Damen saßen, die zur Harfe sangen.

Der Gesang wurde aber durch ein jähes Aufschreien plötzlich unterbrochen, weil der Hund des Junkers sich von seiner Hand losgerissen hatte und an einer der Damen emporsprang in ungezügelter Freude.

Die beiden Frauen hatten Zeit, bevor der Junker herankam, einige Worte zu wechseln, und die ihm Unbekannte sagte, als der Junker die Stufen emporschritt, entgegentretend: „Sie sehen, mein Herr, daß Sie nicht willkommen sind!“

Er verneigte sich stumm, trat auf Pauline zu, faßte ihre Hand, welche sie ihm widerstrebend ließ und sagte bittend: „Komm mit mir, armes Kind; Dein Großvater grämt sich sonst zu Tode; ich mache keine Ansprüche an Dich!“ — —

Sie riß jetzt ihre Hand los und flüchtete sich hinter die Forstmeisterin, welche in übermüthigem Tone ausrief: „Man muß der gekränkten Eitelkeit eine Insolenz verzeihen; wenn Sie ein Ehrenmann sind, wer-

den Sie sich aber jetzt entfernen. Preisen Sie Ihr Glück, daß mein Mann nicht zu Hause ist; Ihr Glück, wenn der Prinz, den wir hier erwarten, der jeden Augenblick kommen kann, Sie nicht hier trifft!"

„Entferne Dich, um Deinetwillen — um meinetwillen!" rief Pauline dazwischen; „Du bist fürchterlich — und ich höre schon das Posthorn."

Der Junker rührte sich nicht; zur Forstmeisterin sagte er: „Worte in den Wind! Dein Mann wird mir nicht mehr in den Weg treten!" — Er wies auf seine Pistolen.

„Mörder!" schrie die Frau auf und wollte auf den Junker losstürzen, aber sie wankte und sank zusammen; Pauline hatte sich in die hinterste Ecke des Pavillons geflüchtet und hielt sich am Gitter fest, als wollte sie Jemand wegreißen.

Er stand am Eingang und wartete, bis der Prinz aus dem Wagen gestiegen war und nun, gefolgt von Förstern und Bedienten, herbeieilte.

Noch auf der Treppe übersah der Prinz, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein mußte, stürzte auf die Forstmeisterin zu, welche am Boden lag, hob sie auf und herrschte mit funkelndem Blick dem Unbekannten die Frage zu: „Was geht hier vor?"

Der Junker schlug das Auge nicht nieder und sagte eisig kalt: „Nur das Natürliche; das Unrecht hat endlich das Unheil geboren!“ —

„Wer ist Er?“ schrie der Prinz wüthend und die Diener bewegten sich heran, als beabsichtigten sie einen Angriff.

Der Junker lächelte bitter und sagte: „Wer ich bin? — — Ich bin Ihr Richter. — Und wenn Einer Ihrer Leute nur den Hirschfänger löst, so schieße ich Sie nieder!“ —

Er sah so aus wie Einer, der Wort hält; der Prinz erbleichte, doch herrschte er noch einmal, auf ihn zutretend: „Wer sind Sie?“ —

„Ein Edelmann, der von einem Edelmann seine entführte Braut zurückverlangt,“ antwortete er kurz.

„Er ist der Mörder meines Mannes!“ rief die Forstmeisterin, aus ihrer Ohnmacht erwachend.

„Ich habe ihn im ehrlichen Zweikampf erschossen und werde hier untergehen oder das arme Mädchen erretten,“ sagte der Junker, die gespannte Pistole in der Hand, den Prinzen ruhig im Auge behaltend.

Von Neuem wollte der Prinz auf ihn los; — doch schien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Sinn zu fahren; es flog ein höhnisches Lachen über die scharfen Züge: „Es sei,“ sagte er mit Haltung; „Ich gebe

Ihnen mein Wort, daß sie Ihnen folgen soll, wenn sie will. Fragen Sie sie selbst.“ —

Der Junker sah nach Pauline hinüber. Sie klammerte aber ihre Hand noch fester in das Gitterwerk und rief: „Ich folge Dir nicht; ich rühre keine Hand an, an welcher Blut klebt.“ —

„Folge mir!“ sagte der Junker noch einmal.

„Du bist mir grauenhaft!“ antwortete es zurück.

In sich versunken stand der Junker einige Augenblicke. Dann sagte er fast zu sich selbst tief wehmüthig: „Dann freilich, wenn es so ist, ist zu viel um Dich geschehen.“

Der Prinz machte sich mit der Forstmeisterin zu thun und schien den Junker nicht weiter bemerken zu wollen, denn er hatte ihm den Rücken gekehrt.

Der Junker hatte also hier nichts mehr zu thun. Er stieg, ohne das Mädchen noch einmal anzusehen, die Treppe hinunter; der Troß machte ihm Platz; er ging dann quer über die Waldwiese, schwang sich über die Umzäunung und eilte durch den Wald in das Wirthshaus.

Eine Stunde später war er in bairischem Gebiet und vor Verfolgung sicher. — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Hier schien Herr Christoph seine Geschichte abbrechen zu wollen; er war selbst ernsthaft darüber geworden und goß sich Wein ein. Frau Wandler wagte nicht von ihrem Strickzeug aufzusehen, nur einer der Studenten sagte unbefangen: „Was ist denn aber aus den Beiden geworden?“ —

„Sie soll sich später an einen Künstler verheirathet haben,“ antwortete Herr Christoph, „aber der Junker hat nie nach ihr gefragt. Jetzt ist das Alles vorbei, vergessen! — Er trieb sich lange Jahre im Auslande herum und studirte Medizin. Er konnte aber nicht fröhlich werden, denn es ist ein eigen Ding, wenn ein Kind des Friedens zum Schwert gegriffen und einen Feind erlegt hat.

Erst als er zur Heimath wiederkehrte, wurde er ruhig und klar im Gemüthe. Er hatte erst lernen müssen die Menschen lieben. Das hat er in seinem Kreise ohne Ehrgeiz und redlich gethan. Die Fürsten hat er schwer lieben lernen, und jetzt ist er alt geworden, ein Geisterseher, ein Sonderling — aber er ist ein Mensch und wird einmal ruhig schlafen gehen.

Herr Christoph rief seinen Hund; er streichelte ihn und sagte: „Das ist schon die fünfte Generation; der Junker hat sie Alle sterben sehen, denn der Junker bin Ich.

Er hatte seinen Satz noch nicht vollendet, als Ferdinand unbedacht dazwischenrief: „Und hieß die Pauline nicht später Antonelli?“

Gern hätte er das Wort zurückgenommen, denn er und Alle erschraken; das blaue Auge des Junkers blitzte — heftig sagte er: „Was ist!“

„Ich wollte Euch nicht wehe thun,“ sagte Ferdinand ängstlich und tieferröthend. — „Ich will nur meine Großmutter vertheidigen. Sie hat viel gelitten, und Pauline Antonelli ist meine Großmutter.“

„Deine Züge sind ihre Züge; Deinem Gesicht habt Ihr die Erzählung zu danken,“ sagte der Junker milde.

Frau Wandler murmelte vor sich hin: „Drum; ich begriff auch nicht, warum der Herr Christoph wie zum Spaß vor jungen Leuten erzählt, wovon seine besten Freunde nichts wissen.“

Der Junker hatte Ferdinand neben sich sitzen heißen, sah ihn lange freundlich an und fuhr ihm mit der Hand über das Haupt: „Es ist lange Alles vergeben,“ sprach er leise. Dann sagte er laut: „Aber ein Kontrakt muß gehalten werden; Ferdinand hat erzählt, ich habe erzählt, nun ist die Reihe an den Fremden.

„Ei, so mag erst der Forstrath erzählen,“ riefen die Studenten lachend.

Ein freundlicher blonder Mann mit einem rechten „Jägergesicht," wie Frau Wandler sagte, erklärte, daß ihn die Freunde „Forstrath" nennen, weil er immer und immer von einem alten Großoheim erzähle, der ihm zweiter Vater geworden und früher Forstrath in Thüringen gewesen sei. „Ich muß aber den Alten reden lassen, und Ihr müßt denken, daß ich etliche siebzig Jahre alt sei."

3.

Die beiden Weiberhasser.

„Es ist unter den Menschen doch Alles nur Mode," sagte der Forstrath lächelnd: „wie es Mode ist, zu essen, so essen wir Alle; wie es Mode wird zu urtheilen, so urtheilen wir Alle."

So ist es jetzt auch Mode, seit der großen Revolution in Frankreich, von den Tagen vor derselben, wie von einer liederlichen Zeit zu reden, als ob wir nun besonders viel besser wären.

Dem ist aber nicht so. Freilich war das Frauenzimmer eine Verzierung, die man damals überall gern anbrachte, auch wo es nicht recht passen wollte; aber

dennoch hatte es mehr Schick und Art; denn der Graf, der jetzt leichtsinnig ist mit der Mamsell, war in jener Zeit leichtsinnig mit der Baroniu, und mußte sich überall als Ritter zeigen, mit feinen Manieren, Witz und Verstand.

Viel höher noch aber als die Frauenliebe war die Freundschaft geachtet im Leben und im Liede.

„Freunde bleiben in allen Stücken,
Im Lebeu, im Tod und hinter'm Rücken!"

war damals so treu nnd ehrlich gemeint, wie man es jetzt gar nicht mehr versteht. Jeder that nach diesen Worten, die Fürsten und Herren untereinander, die Förster und Jäger untereinander. Die Freundschaft ist aber gewiß die edelste aller Tugenden, weil sie keinen Lohn verlangt und das Gemüth nie mit Unruhe und Eifersucht füllt. Und wie einfach ist das Geheimniß der Freundschaft; man muß bloß verträglich sein in den Meinungen und verlaßbar im Thun.

Eine solche Freundschaft gedeiht aber nirgends so gut als im Walde, weil sich der Mensch nirgends so frei fühlt und anderen Menschen so nahe und gleich, als unter dem luftigen grünen Dach.

So war es zu meiner Zeit auf dem Altenberg, noch bis in die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts. Dieser Wald war aber auch darnach und hieß nicht ohne Grund der alte Berg; denn der Altenberg liegt

breitschulterig wie ein Aeltervater, ruhig und stolz eines Kopfes höher als das ganze Gebirge unter ihm und trägt noch einen richtigen Urwald, nicht von Menschenhänden gepflanzt und gehegt, der ursprünglich aus Tannen und Buchen bestanden haben muß. Die Buche ist aber nach und nach verkümmert und ihre Unterdrücker sind übermächtig geworden und stehen in stolzer Pracht. Noch heute, wo man so viel an den Wäldern herumkurirt und klüger sein will, als die Natur, stehen ganze Bestände von Tannen auf dem Altenberg, eine Tanne neben der andern, jede so stark, daß drei Männer in Brusthöhe sie nicht umklammern können. Man wandelt unter einer Halle; denn jede hat ihre hundertdreißig oder fünfzig Fuß Höhe und ist astlos fast bis zu hundert Fuß. Sie dulden kein einzig Gesträuch unter sich, ja fast kein Kraut; nur weite Flächen von Heidelbeeren und Erdbeeren verdrängen da und dort die weichen bräunlichen Moose.

Freilich ist seit funfzig Jahren die Hand des Menschen immer plumper über diese Bäume gekommen und hat die schönsten davon geworfen, um Fichten einzusäen, die aber jetzt auch wieder zu großen Bäumen emporgeschossen sind und noch enger zusammengedrängt den Wald düstrer und trauriger machen, als er zuvor war.

Aber ganz haben sie doch nicht gewagt, die drei-

hundertjährigen Tannen zu fällen, am wenigsten je näher man dem Gipfel kommt, der seine drittehalbtausend Fuß über dem Meere liegt. Rings um die Waldwiese auf der höchsten Höhe steht noch eine lebendige Mauer dieser Riesen so dicht, daß der grüne Fleck warm und windstill den Jäger zur Rast einladen muß.

Nur auf der einen Seite der Wiese stürzt der Berg rascher ab und ist ein natürliches Eingangsthor gelassen, durch welches man weit hinaussieht über die Berge des Thüringer Waldes und noch weiter bis in den blauen Harz.

Rechts von diesem Thor, durch welches auch ein bequemer Reitweg heraufführt, steht ein hölzernes achteckiges Gebäude mit einem Thürmchen und zwei vom Boden hinaufgemauerten Kaminen. Es ist ein eigenthümliches Gebäu, mit einem gleichfalls achteckigen Saal in der Mitte, der ganz dunkel wäre, fiele nicht das Licht von Oben durch die Fenster des hohlen Thürmchens herein.

Der Saal hat acht ganz gleiche Thüren, wovon aber nur eine einzige in das Freie führt und den Eingang bildet; die übrigen führen in sieben kleine zweifenstrige Kammern, welche aber weder Vorhänge noch Ofen, noch sonst ein Geräth oder Bequemlichkeit enthalten, mit Ausnahme einer einzigen, wo sich noch

heut zu Tage eine eichene Bettstelle, Tisch und Stühle vorfinden und wo auch die verrosteten Haken und Rollen über den Fenstern andeuten, daß man sich wenigstens in dieser Kammer, der Kammer des Fürsten, gegen das Hereinschauen der Sonne oder neugieriger Menschenaugen schützen konnte.

Ebenso leer ist der Saal selbst. In der Mitte steht festgenagelt ein hufeisenförmiger Eichentisch, ganz rauh von eingeschnittenen Namen, um welchen eine ebenso roh gezimmerte Bank herumläuft, breit genug um sich bequem darauf auszustrecken, aber ohne Rücklehne.

Die Wand ist ohne Tapete, ja die wohlgefugten Bretter derselben sind nicht einmal gebohnt; den einzigen Schmuck bilden ringsherum die größten und wunderlichsten Geweihe; sonst fehlt jede Verzierung, weil man die einfachen Gedenktafeln von Pappe, mit den Namen der verschiedenen Fürsten und ihrer Jagdgenossen aus verschiedenen Zeiten, nicht wohl eine Verzierung nennen kann, so wenig als die Haus- und Jagd-Gesetze, welche unter der Ueberschrift Leges Altenbergianae der Eingangsthüre gegenüber auf einer großen Tafel angeschlagen sind und wesentlich aus einem Verzeichniß kleiner Geldstrafen bestehen, womit der Uebertreter gebüßt wurde.

Hinter diesem Hause, dem Walde zu, steht noch ein anderes einstöckiges Gebäu mit hohem Dache, worin die Jäger und Jägerbursche ihr Unterkommen finden mußten und auch die Küche liegt, in welcher noch heute Kette, Kurbel und Bratspieß an die schöne Zeit erinnern, die dem Wild nicht erst den besten Saft herauskochte, ehe es auf die Tafel der lustigen Herren kam. —

Links über dem Weg drüben endlich steht der Pferdestall mit einem geräumigen Heuboden, welcher gelegentlich auch noch zur Schlafkammer für Spätlinge dienen mußte. Dieses Gebäude versteckt auch recht geschickt ein Gatterthor, so daß man dasselbe von der Wiese und vom Jagdhaus aus nicht sehen kann. Das Thor steht in dem spitzen Winkel einer Umzäunung, von welcher auch noch ein kleines Stückchen sichtbar wurde, und mit welcher es eine gar eigene Bewandtniß hatte, wie ihr gleich hören werdet.

Im übrigen war die Wiese frei und diente zum Spielplatz oder zur Reitbahn, daß man noch heute die spärlich überwachsenen Ringe erkennen kann, in welchen die Pferde liefen, auf denen sich unsere Prinzen und ihre Jagdfreunde tummelten.

„Fürstenkind, geplagtes Kind!“ heißt es im Sprichwort und es hat damit seine Richtigkeit. Denn einem Prinzen gehört keine Stunde für sich und kein

Mensch für sich; er darf sich nur freuen, wenn es Zeit ist; nur reden, wenn es Zeit ist; nur trauern, wenn es Zeit ist, und sonst nie, sollte ihm auch Lachen, Scherz und Trauer das Herz fast abdrücken.

Wenn sich ein solcher Herr also einmal freimachen kann, so muß es ihm so lustig zu Muthe sein wie dem Sklaven, der einmal im Jahr selbst darf den Herrn machen und den Kopf höher tragen.

Eine solche Belohnung für ein langweiliges Jahr waren für unsere Prinzen die Paar Wochen von Aegidi ab, wenn der Hirsch im Walde schreit, welche sie auf dem Altenberg verlebten. Sie durften die engen Stiefeln abwerfen und wenn sie es jetzt übermüthig trieben, so verdachte es ihnen Niemand; ja man gönnte es ihnen von Herzen, denn man wußte wohl, daß sie sonst nicht auf Rosen schliefen, weil ihr Vater, der Fürst Friedrich Ernst ein gar zu veränderlicher Herr war, heute weich wie ein Kind, morgen hart wie ein Tyrann, vor dem der Hof und die eigenen Kinder noch mehr zu zittern hatten, als andere Leute.

Auf dem Jagdhaus aber waren die jungen Herrn frei; denn dahin kam der Alte nie, seit Jahren nicht mehr, und man war sicher, daß er auch nur wenig erfuhr von dem, was daselbst vorging; Alles, wegen des Gatterthors.

Ein jeder Mensch hat seinen Gegner, welcher ihm das ganze lange Leben hindurch hemmend und feindlich die Wege kreuzt, wo er es nicht erwartet, und dem er doch nichts anhaben kann, weil derselbe seiner Macht entzogen ist. Wir hassen diese natürlichen Gegner am meisten, wenn auch häufig ihr Durchkreuzen weder von einer bösen Gesinnung noch aus einem bösen Herzen herrührt.

Ein solcher Gegner muß aber einem Fürsten, der gewohnt ist, daß sich sonst Alles vor seinem Willen beugt, am verhaßtesten sein, zumal einem herrischen, auf die Macht eifersüchtigen Manne, wie dem Fürsten Friedrich Ernst. Und doch war gerade dieser mit einem solchen Erbfeind geplagt.

Der ganze Adel des Fürstenthums, der seit Jahrhunderten sein Glück durch den Hof begründet hatte, war dem Fürsten unterwürfig und allezeit zur Hand, nur ein Einziger unter ihnen, und zwar der reichste und gescheidteste, pochte auf seine bestrittene Reichsfreiherrlichkeit, und lag über Lehen und Rechte seit zwanzig Jahren mit unserem Fürsten im Prozeß und gewann trotz der langsamen Justiz einen Vortheil nach dem andern.

Dieser Herr von Hönsbrook hatte sich nie um ein Hofamt beworben, und saß früher gewöhnlich auf seinem Schlosse Ballwitz, am Fuße des Altenbergs.

Weil er aber dabei jedes Jahr von den Höflingen und Schmeichlern Friedrich Ernsts, die unseren Fürsten immer am meisten schaden, während der Jagdzeit chikanirt worden war, hatte er sich auch zu rächen versucht und einen Prozeß durchgesetzt, wodurch ihm ein schmaler Waldstreifen, der aber vom Thal bis an den Gipfel des Altenbergs reichte und die fürstliche Wildbahn mitten durchschnitt, zugesprochen wurde. Dieses Waldstück hatte er mit einem hohen Zaun umgeben und da, wo es an das Jagdhaus grenzte, mit einem Gatterthor versehen lassen, über welchem das freiherrliche Wappen in allen Farben prangte. Er selbst aber hatte sein Stammschloß verlassen und wohnte fortan auf seinen sächsischen Gütern oder in Dresden.

Vergeblich hatte die Umgebung des Fürsten versucht, durch die Erweiterung des Pferdestalles auf dem Altenberg das fatale Gatterthor vor den Augen ihres Herrn zu verstecken. Der Fürst hatte es aber, als er im Herbst auf dem Jagdhaus ankam, noch ehe er vom Pferde stieg, bemerkt; er hatte, ohne abzusteigen oder ein Wort zu sagen, das Pferd gewendet, und war weggeritten auf Niewiederkommen.

So blieb das Jagdhaus mehrere Jahre unbenützt stehen und am Hofe nannte man den Namen des Herrn von Hönsbrook nicht, wiewohl fast alle Hofleute mit ihm verwandt oder verschwägert waren. Sei es

aber die Wirkung der Zeit, die uns älter und milder macht, sei es die Lust an der Jagd, die auf dem Altenberg am Besten befriedigt werden konnte; der Fürst schien endlich seinen Groll zu vergessen, wenigstens nicht auch an die Prinzen, die jetzt heraufgewachsen waren, vererben zu wollen.

Denn als davon die Rede war, daß der Erbprinz, der krank gewesen, zur Nachkur nach Karlsbad reisen sollte, und der Prinz doch gar keine Lust dazu bezeigte, hatte ihm der Vater plötzlich versprochen, er dürfe mit allen seinen Freunden dieses Jahr und alle kommenden Herbstzeiten auf dem Jagdhaus am Altenberg zubringen, wenn er die Kur fein ordentlich gebrauche und gesund wiederkehre.

Diese Aussicht hatte den Prinzen, der feurigen Temperaments und ein leidenschaftlicher Jäger war, bewogen, mit weniger Widerwillen nach dem Bade zu reisen und Jedermann wußte, daß der junge Herr Tag und Stunde seiner Wiederkehr zählen werde, denn seine Phantasie war voll von den Erzählungen der früheren herrlichen Tage auf dem Altenberg und er hatte beschlossen, das Reich Huberti so glänzend als es je gewesen, wieder aufleben zu lassen.

Allein die ursprünglich zur Badereise festgesetzten vier Wochen waren längst verflossen; der Prinz kam nicht und kam nicht; da aber sein Arzt die günstigsten

Berichte und er selbst und sein Adjutant die heitersten Briefe schrieben, fand man die Verzögerung natürlich und hatte nichts Arges dabei.

Erst als noch vier Wochen geschwunden waren, die Briefe an Vater und Mutter spärlicher, die Wechsel auf die Hofkammer rascher und immer größer einliefen, wurde der Fürst aufmerksam und beschloß, in eigener Person den lustigen Sohn zurückzuholen.

Er kam unangemeldet im Bade an, traf aber den Prinzen nicht in seiner Wohnung; er sei auf einem Ball bei dem polnischen Grafen, sagten die Diener aus, welche von der Ankunft des alten Herrn nichts Gutes ahnten.

Der Fürst eilte in das erleuchtete Haus des polnischen Grafen und trat durch eine Nebenthüre in den Saal.

Sein Sohn tanzte die Quadrille mit, welche eben erst begonnen hatte; der Fürst mußte sich also gedulden und zusehen; doch konnte er sich nicht enthalten, seinen Nachbar, einen ältlichen österreichischen Offizier zu fragen, wer denn die ausgezeichnete Schönheit sei, mit welcher der Prinz tanze und mit welcher er sich so wohl zu verstehen scheine.

Lächelnd antwortete der Gefragte: es sei die Königin des Bades, ein Fräulein von Hönsbrook, und alle Welt fördere die Liaison der beiden jungen Leute,

weil man wisse, daß der alte Fürst eine ungerechte Abneigung gegen den Vater des Mädchens hege. „Uebrigens ist der Baron Hönsbrook selbst gerade der Einzige, dem der Fürst dankbar sein sollte, denn er wehrt sich mit Händen und Füßen gegen die Cour des Prinzen,“ schloß der Offizier, „es ist ein würdiger Herr, der alte Hönsbrook; — sehen Sie, dort drüben steht er im Gespräch mit dem Adjutanten des Prinzen!“

Dem Fürsten juckte es in Kopf und Arm; er konnte seines Zornes kaum Meister werden, als er auf die Beiden zutrat, die tiefe Verbeugung des Freiherrn mit verbindlicher Rückhaltung erwiderte, dem Adjutanten aber, der erbleicht war, mit lächelndem Gesichte zuflüsterte, er solle augenblicklich Post nehmen und sich, zu Hause angekommen, bis auf Weiteres zum Arrest melden.

Der Prinz mußte schon während des Tanzes den Vater erkannt haben; denn kaum war die Tour zu Ende, kaum hatte er seine Tänzerin zu ihrem Vater zurückgebracht, als er dem Fürsten um den Hals fiel, für die Ueberraschung dankte und heftig aufgeregt aber doch leise zu ihm sagte: „Ich komme aus den Armen des schönsten Mädchens auf der Welt, und doch ist mir an Ihrer Brust wohler, theurer Vater; ich danke Ihnen, daß Sie mich abholen; ich hatte für mich allein zu handeln und mich loszureißen, schon den

Muth verloren, denn ich weiß, daß damit ein Glück aufhören muß, welches ich doch in meinem Leben nicht vergessen kann.“ —

„Liebt sie Dich denn?“ — fragte der Vater.

„Nein — aber ich liebe sie, wenn ich auch für immer auf sie verzichte.“

Vater und Sohn standen sich gegenüber, Beide mit schwerem Herzen und schweren Gedanken, aber Beide lächelnd vor der Welt und sich selbst ein Räthsel.

Zur Lösung war aber jetzt nicht Zeit noch Ort; der Fürst konnte sich nicht länger der artigen Begrüßung des Wirthes entziehen; er mußte den Sohn gewähren lassen, doch wandte er sich absichtlich weg, um nicht zu sehen, wie sich sein Erstgeborener und Liebling von dem Freiherrn und dessen schöner Tochter verabschiedete; er mußte seinen Erbfeind triumphiren lassen. Sobald es aber die Höflichkeit gestattete, nahm er den Arm des Prinzen und entfernte sich mit ihm, um wenige Stunden nachher die Rückreise anzutreten.

Ueber den Vorfall selbst wurde weder während der Reise noch auch nachher kein Wort mehr gewechselt, um so weniger, als der Anflug von Gesundheit auf dem Gesichte des Prinzen, wenige Tage nach seiner Ankunft schon wieder verblaßt war und über=

haupt eine große Veränderung in seinem ganzen Wesen sichtbar wurde.

Der Prinz war immer lebhaft gewesen und hatte eine Freude gehabt, die Menschen seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen; aber man hatte ihm doch Alles hingesehen, weil er ein gutmüthiges, zugängliches Herz hatte und treu und verlaßbar für Diejenigen war, welchen er einmal Vertrauen schenkte. Auch hatte er die Hauptkunst verstanden, alle Frauen auf seine Seite zu bringen, und galt für den höflichsten, vollendetsten Ritter im deutschen Reiche. Diese Lebhaftigkeit des Geistes hatte jetzt nur noch zugenommen, aber sie wurde mehr und mehr schneidend und ätzend; sein Spott schonte nichts mehr und man fühlte wohl, daß der Wurm der Menschenverachtung an dem gekränkten jungen Herzen nagte. Er zog sich plötzlich von der Gesellschaft am Hofe und namentlich von den Frauen zurück, und war, wo er sich nicht ganz entziehen konnte, entweder einsylbig und störend durch seine scharfe Beobachtung oder geradezu unerbittlich gegen jede Schwäche und verletzend in jedem Wort. Er konnte unausstehlich sein, wenn von einer Liebe oder Heirath die Rede war, und zweifelte an der Reinheit aller Gefühle der Menschen; nur allein die Möglichkeit einer Freundschaft unter zwei unabhängigen Männern ließ er gelten, und erklärte sie für das höchste Ideal.

Sein Vater behandelte ihn wider alles Erwarten mit einer Nachgiebigkeit und Milde, welche man gar an dem gestrengen Herrn nicht gewohnt war; er sah allen seinen Launen nach, daß der Prinz heute eine Jagd anbefahl, die er dann morgen wieder abbestellte, daß er einmal vier Wochen nicht ausging, und dann wieder acht Tage lang nicht vom Pferde kam; ja der Fürst sagte selbst kein Wort, wenn das Musiciren im rechten Flügel des Schlosses, wo der Prinz wohnte, die ganze Nacht nicht aufhörte, und die trunkenen Gäste am frühen Morgen laut lachend und schwatzend durch den Schloßgarten nach der Stadt hinabgingen, oder gar in den prinzlichen Gemächern auf den Sophas herumlagen.

Aus der Altenberger Jagdpartie war in diesem Jahre auch Nichts geworden, ebenfalls wegen einer Laune des Prinzen; die Winterbälle waren langweilig gewesen, auch wegen des Prinzen, des Sommers hatte man ihn von einem Bad nach dem andern geführt; endlich saß er wieder Ende August des Jahres 1792 verdrießlich und von sich selbst gelangweilt, auf dem Balkon seines Zimmers, und war, im Widerspruch mit seiner wahren Stimmung, gerade in der Laune, seinem Vater, der bei ihm eintrat, liebenswürdig entgegen zu kommen; und er verstand es, wenn er wollte, wie kein Anderer. So kam es, daß sie zuletzt Beide

heiter wurden und sich halb im Scherz halb im Ernst gegenseitig aussprachen, was ihnen das Herz bedrückte.

Da der Prinz unter anderem auch seine gewöhnlichen schwärmerischen Reden über die Freundschaft führte, so sagte sein Vater zuletzt: „Alle Welt sagt, Du seiest ein Genie und werdest, wenn ich nicht mehr bin, alle Deine Vorfahren überbieten; ich möchte es gerne glauben, aber ich werde irre daran, wenn ich sehe, wie wenig Du die Erfahrung hochschätzest; sonst würdest Du nicht hoffen, daß ein Fürst noch einen wahren Freund haben könne, als sich selbst."

„Sie scherzen, wenn Sie sich stellen, als hielte ich die, welche mit mir trinken und musiciren, für meine Freunde," entgegnete der Prinz lächelnd; „ich habe aber dennoch einen Freund gefunden und danke Ihnen, daß Sie mir heute Gelegenheit geben, Sie um die Erlaubniß zu bitten, diesen Freund einige Zeit bei mir zu bewirthen und einige Wochen mit ihm auf dem Altenberg zuzubringen."

„Und wer ist dieses Alter ego meines Sohnes, von welchem ich nichts weiß," sagte etwas verletzt der Fürst.

„Sie haben so viel Gnade und Liebe zu mir gehabt," antwortete der Prinz bewegt, „nie mit mir von der glücklichsten und zugleich unglücklichsten Zeit meines Lebens zu reden. Deshalb konnte ich auch

nicht von meinem Freunde sprechen, welcher damit eng verknüpft ist. Der Marquis von St. Felix theilt meine Leidenschaft für Fräulein von Hönsbrook; ich bin leider ein Fürst, er ist leider ein Franzose. Ich darf keine Mesalliance wollen und Sie würden keine zugeben; der Freiherr verheirathete aber seine Tochter lieber mit einem deutschen Bettler, als mit einem französischen Fürsten. Ueberdies liebt das Fräulein St. Felix nicht und mich nicht; unsere Freundschaft ist fest durch dasselbe Unglück.

Der Fürst stand auf und trat eine Weile ans Fenster; dann schickte er sich an zum Fortgehen und sagte lächelnd noch unter der Thüre: „Alles hat seine Zeit, Essen, Trinken, Liebe, Freundschaft; Dein Herr Marquis soll mir willkommen sein. — Als ich jung war, haben wir Schäferstücke gespielt, ich habe Nichts dagegen, wenn Ihr Orest und Pylades im Walde aufführt. Treibt nur die Sache mit Anstand; das Lächerliche ist für einen Fürstensohn gefährlich, und zwei Weiberhasser von zwei und zwanzig Jahren sind — — guten Abend mein Sohn!“ —

Der Prinz war zu jung und von seinen Idealen zu sehr eingenommen, um seinen Vater nicht vielmehr zu bedauern, als sich über seinen Spott zu ärgern. Fröhlich schrieb er an seinen Freund, der auch kurz darauf ankam, und mit Zuvorkommenheit empfangen

wurde. Er war fast von gleichem Alter wie der Prinz und bildschön; auch wurde er in wenig Tagen der entschiedene Liebling des Fürsten, der jetzt dieser Freundschaft Vorschub leistete, die er zu Anfang nur ungern gesehen hatte. Denn St. Felix wirkte günstig auf den Prinzen zurück, weil er alles Extravagante, zu welchem der Prinz Neigung hatte, vermied, und wenn er auch dessen schwärmerische Ansichten über Freundschaft und Welt und Leben theilte, wenn er auch eisig kalt gegen die Frauen war, doch nie aufhörte gegen Seinesgleichen mittheilsam und gegen jedes weibliche Wesen liebenswürdig zu sein.

Endlich hieß es im Schlosse: „Morgen geht es nach dem Altenberg!“ Ein Herr erzählte es fröhlich dem Anderen. Ebenso fröhlich begrüßten die Jäger auf der Wildmeisterei am Fuße des Altenbergs den Kammerdiener des Prinzen, welcher am letzten August angeritten kam mit dem Befehl, daß zum ersten September Abends das Jagdhaus zum Empfang des Prinzen und seiner Herren hergerichtet sein müsse.

Ich war damals Forst-Eleve bei dem Wildmeister Oppel, der das Altenberger Revier unter sich hatte, und sollte zum erstenmal eine fürstliche Jagd mit allen ihren Finessen erleben. Mein Gesicht konnte aber doch nicht heller strahlen, als die verwetterten harten Züge meines Lehrherrn, der zuerst ganz gerührt

war und mehrmals pfeifend vor dem Hause auf und abgehen mußte, ehe er seine Befehle, wie sonst geben konnte. Ebenso vergnügt waren Förster und Jäger der Umgegend; sie liefen in derselben Nacht noch zusammen, wie die Ameisen und konnten den Prinzen nicht genug loben, daß er die große Jagd, die man schon für verschollen erachtet hatte, wieder aufleben ließ. —

Niemand im ganzen Hause that ein Auge zu; die Frauen schleppten die Bettstücke vom Boden und die Schinken aus der Räucherkammer; die Wildmeisterin selbst stand im Keller und suchte die schönsten Kartoffeln aus zu der berühmten Waidmannsspeise: Wildpret und Klöße. Wir klopften an den Büchsen, putzten die Knöpfe am Frack blank und wichsten die Stulpen; unser Alter aber sah mit ernsthafter Miene nach seinen Pulverflaschen, die er seit Jahr und Tag am trockensten Winkel in der Stube für diese freudige Zeit aufgehängt hatte.

Es war längst Mitternacht vorüber und am Himmel zuckten schon da und dort lichte Streifen auf; die Wagen waren beladen, die Pferde standen gefüttert und geschirrt im Stall, und Alles war bereit, um mit dem Glockenschlag Drei aufbrechen zu können. Die Förster frühstückten nur noch, als der Alte zu mir trat und sagte: „Ich darf nicht vom Zuge weg;

deshalb sollst Du mir den Rehbock schießen, der in den Katzenlöchern steht; ich habe ihn extra dazu so feist werden lassen. Nimm den Joseph mit und tragt dann das Wild nur gleich nach dem Jagdhaus. Aber daß der Schuß kunstgerecht fällt, damit man sieht, daß Du auch etwas bei mir gelernt hast."

Ich ging und schoß auf's Blatt, und als wir, müde vom Schleppen, gegen fünf Uhr den Altenberg heraufkeuchten, hörten wir schon von Ferne den Lärm und lustiges Klopfen und Zimmern.

Im Jagdhaus selbst kam nach und nach Alles in Ordnung; in jeder Kammer war frisches Gerstenstroh bereits schuhhoch aufgeschüttet, Linnen darübergebreitet und Kopfkissen für drei, vier Mann, die sich dann nicht umwenden durften, wenn sie in den engen Räumen ruhig nebeneinander schlafen wollten. Für etwas Weiteres brauchte nicht gesorgt zu werden; denn die verwöhntesten Herrn mußten sich hier oben darein finden, sich am Brunnen zu waschen, mit der Hand zu kämmen und den Bart wachsen zu lassen. Nur allein für den Prinzen wurde ein ganzes Bett aufgeschlagen und von dem Kammerdiener dies und jenes zu seiner Bequemlichkeit zurecht gemacht; aber auch nicht einmal der Prinz hatte die Kammer für sich allein; man hatte am Fußende seines Bettes für den Herrn von St. Felix noch eine Streu hergerichtet.

Der Saal selbst gewann auch schon ein anderes Ansehen. Die Töchter des Wildmeisters hatten die künstlichen Leuchter von Hirschhorn aufgesetzt, und schnitten an den Papierstreifen, welche den Kerzen zur Verzierung dienen sollten, während eine Anzahl Knaben, die sich ungerufen einfanden, emsig ganze Massen von Waldblumen und Eichenlaub zusammenschleppten, und bereits anfingen, an den Kränzen zu flechten, womit Wände und Thüren geschmückt werden sollten.

Noch etwas Schöneres bauten die Förster selbst auf der Waldwiese. Es war zwar erst noch ein dürres Gerüste von Latten und Brettern, aber man sah doch schon, daß es ein Thronhimmel werden sollte, der nach und nach mit Tannenreisern überkleidet wurde, während der Wildmeister selbst es sich nicht nehmen ließ, eine glührothe große Herzogskrone von Vogelbeeren zusammenzuflechten, welche man auf die oberste Spitze setzte. Endlich holte er selbst aus Riegel und Verschluß einen schönen Rindenstuhl hervor, mit Verzierungen von Tannenzapfen und weich mit Moos ausgefüttert, der einige Stufen hoch unter dem grünen Baldachin aufgestellt wurde.

Gegen Mittag war Alles fertig, daß die Förster selbst ihr Werk bestaunten und sich beloben mußten, denn so schön war es noch nie gelungen. Die Frauen wurden jetzt in die Küche geschickt, die Jungens zum

Dank fortgejagt, und, nachdem der Wildmeister über Büchsen, Hirschfänger und Montur nochmals Revue gehalten, jedem Jäger ein Stück Wald zugetheilt, welches er noch einmal abgehen mußte, um das überall stehende Wild noch einmal zu bestätigen. Um halb sechs Uhr sollte sich Jeder am Jagdhaus wieder einfinden, weil der Prinz gegen Abend angesagt war.

Ich wurde allein zur Aufsicht zurückgelassen und wandelte von drei Uhr an spähend und ängstlich von einem Ende der Wiese nach dem andern. Ich hatte noch nie mit einem Erbprinzen gesprochen und war bange, die Herrschaften könnten früher ankommen, wo ich dann nicht gewußt hätte, was thun und sagen. Ueberdies ärgerte ich mich auch noch über die Töchter des Wildmeisters, die aus dem Küchenfenster lachten, weil sie meine Verlegenheit merkten und mich einmal über das andere fragten, ob ich meinen Spruch bald ausgesonnen und gelernt habe.

Meine Angst war aber umsonst gewesen, wie immer dergleichen; denn Jäger und Förster waren längst zurückgekommen, ehe man von dem Prinzen etwas sah oder hörte. Das Warten ist eine langweilige Geschichte; wir standen und standen im besten Schmuck; die Sonne senkte sich schon und schoß nur noch einen schmalen Lichtstreifen über die Waldwiese hin, dieweil die Schatten der Tannen immer länger wurden. Glück=

licherweise aber beleuchtete sie noch den Thronhimmel, als endlich unser ausgestellter Posten im vollen Lauf ankam und die Herrschaften meldete. Bald hernach hörten wir auch die Hornsignale der Piqueure und antworteten ebenso lustig.

Als sich so das Handwerk begrüßt hatte, kam der Zug endlich langsam um die Ecke; voran drei Piqueure zu Pferd in grünen zurückgeschlagenen Fräcken mit rothem Aufschlag, in glänzenden Steifstiefeln, den Dreimaster tief in die Stirne gedrückt, links das Horn in der Hand, rechts die Zügel führend, die Hirschfänger an der Seite, die Büchsen überm Rücken. Dann kam der Oberjägermeister von Holleufen, ein grober aber sehr gescheidter Herr, der viel auf den Respekt hielt, selbst aber gern that, was er wollte; jetzt der Prinz, schmächtig und nachlässig zu Pferd wie immer, in einem stahlgrauen Frack, einen Stern auf der Brust. Seine hellblauen Augen funkelten schon von Ferne zu uns herüber, daß man auch ohne Stern den Vornehmsten herausgekannt hätte, wenn er sich auch sonst weder durch Kleidung noch durch das Pferd von seinen Begleitern unterschied; ja man kann sagen, mancher von den sechszehn bis zwanzig Herren, die hinter ihm dreinkamen, durcheinander lachend, lärmend und schwatzend wie eine Judenschule, war besser beritten und viel schöner als der Prinz, wenn gerade

nicht im Gesicht, doch in Wuchs und Haltung. Besonders gefiel uns der fremde Herr und er war auch von Allen der schönste; sein dunkles Haar flatterte reich und lose im Abendwind, während uns Allen noch der Zopf über den steifen Kragen hinausstarrte.

Der Prinz ließ den Wildmeister, welcher an unserer Spitze stand und eine Anrede halten wollte, nicht zu Worte kommen. Er sprang vom Pferde, schüttelte dem Alten kräftig die Hand und sagte: „Wir haben keine Zeit zu verlieren, Wildmeister; Er weiß besser als ich, daß nach altem Herkommen die Hubertusgenossenschaft noch im hellen Sonnenschein eröffnet werden muß. Die Sonne geht aber schon flüchtig und beleuchtet kaum noch den schönen Thron, welchen Ihr mir gebaut habt. — Also rüstig ans Werk.“

Seine Begleiter waren während dem auch abgesessen und hatten die Pferde angebunden, wo es Haken oder Ast gab. Dann folgten sie dem Prinzen, unter dem Vortritt des Wildmeisters, welchem das Amt des Ceremonienmeisters zukam, nach dem Thronhimmel.

Sobald sich der Prinz gesetzt hatte, stellten sich alle Anwesenden, Herren und Knechte, Männer und Frauen, Adlige und Bürgerliche durcheinander in einem großen Kreise vor dem Thron herum. Als dies geschehen, beschritt der Wildmeister mit gezogenem Hirschfänger den Kreis von Innen und setzte sich dann

zu den Füßen des Prinzen auf die niedern Stufen. Nun erhob sich der Prinz, alle neigten sich, Hüte und Mützen wurden abgenommen und er begann:

„In Abwesenheit und im Namen meines durchlauchtigsten Vaters und Herrn, erkläre ich als Protektor der Genossenschaft des heiligen Hubertus das Reich des grünen Waldes, der lustigen Jagd und der fröhlichen Herzen für eröffnet.“ —

Diese Anrede wurde mit Hörnerklang und von der ganzen Gesellschaft mit dem Jagdruf beantwortet; hierauf bedeckten sich die Häupter wieder und der Prinz fuhr fort:

„Wir sind im Reiche der Gleichheit angekommen, wo es keinen Rang giebt, als die größere Kunst zu jagen, keinen Unterschied, als nach der Heiterkeit des Gemüths, keine Gewalt, als die des besten Herzens und uralter Gesetze.

Wir bestätigen deßhalb die Genossenschaft auch heute in diesen ihren hergebrachten Rechten und Freiheiten und ermahnen sie, alsogleich, hier vor Unseren Augen, am Licht der Sonne, unter dem Rauschen der Wipfel, allen Rang, Stolz, Bitterkeit, Neid und Eifersucht abzuthun und von sich zu werfen.

„Damit aber nichts erinnere an die unter uns liegende, niedriggeborene Welt, soll Jeder von Euch den Namen seines Vaters verleugnen und einen andern

annehmen, nach freier Wahl und den Eigenschaften seines Geistes.

„Es ist allein Mein Recht, im Großen zu bestimmen, woher diese Namen genommen werden sollen, damit auch hierin Einheit und Einigkeit Alles beherrsche und so befehle ich denn Kraft Meines Amts, daß zu Ehren des Freundes und Gevatters St. Huberti, so wie zum Preise des großen Gottes Bacchus, Jeder seinen Namen wähle von demjenigen Wein, welcher seinem Geschmack und seinen Neigungen am meisten zusagt, und daß Jeder zum Voraus gelobe, sich den herkömmlichen Strafen zu unterwerfen, wenn er sich so weit verginge, einen Neugetauften bei dem Namen zu nennen, den er in der jämmerlichen geringen Welt geführt hat.

„Ich selbst ernenne mich zum Herzog von Sillery und halte nun Umfrage, zu hören, was Jeder von sich denkt.“

Dies setzte eine verwirrte Scene, weil dem Einen nicht gleich ein Wein beifiel, dem er sich gleichschätzte, der Andere aber den Nagel so auf den Kopf traf, daß Alle in Gelächter ausbrechen mußten. Da gab es alle französischen und rheinischen Weine; der herbe Holleufen hieß sich Landammann von Veltlin, der Kammerrath Schwarz Graf von Burgund, der Pfarrer Dietrich, ein rechter Gottesgelehrter, aber auch ein

wackerer Jäger vor dem Herrn, war Propst von Naumburg und der Herr von St. Felix nannte sich Chevalier de Cypre.

Als endlich Alle getauft waren, erhob sich der Prinz abermals und sprach:

„Der liebe Gott schon hat die Frauen angesehen als die wahre Zierde und Schmuck im Paradies St. Huberti. Allein da in jüngster Zeit die Sünde und Zwietracht durch die Frauen auch in dieses Paradies gekommen sind, da die Jäger anfangen, von ihrem Gott abzufallen und falsche Götzen anzubeten mit weichen Locken und rothen Lippen, da sie mehr den jungen Dirnen nachstellen, als den flüchtigen Thieren des Waldes, so haben Wir beschlossen, daß während der Vier Wochen dieses Unseres Reiches keine Frau in Unserer Nähe bleiben oder in Unsere Nähe kommen darf, bei Strafe über Unsere Grenzen geschleppt zu werden, auf der Hirschwiege sitzend, ein Kränzlein von welkem Laub in den Haaren.

„Da jedoch Unsere Gnade immer leuchtet, so wollen wir eine einzige Ausnahme zulassen und der Frau Wildmeisterin als Engel des Feuers und der guten Küche gestatten, die wilde Jagd zu theilen als Dame von Lunell.

„Damit aber Unser guter Leumund nicht Schaden nehme und in der ganzen Gegend nicht auf die Dauer

Noth leide, damit nicht Verachtung scheine, was nur Nothwehr ist, so laden Wir alle Frauen und Töchter Unserer Jäger und Genossen zu einem festlichen Ball auf den letzten Abend Unseres Reiches, um so in ihren Armen den Schmerz der Rückkehr in die arge Welt zu vergessen. Dies Unser Wille und Beschluß. — Es lebe St. Hubertus und seine Jünger!" —

Mit diesem Rufe, welchen wir Andern unter Fanfaren dreimal wiederholten, war die Feierlichkeit beendet und Jeder ging seinen Geschäften nach, bis Jeder sein Pferd und sich selbst so gut versorgt wußte, als es gehen wollte.

Um acht Uhr versammelten sich die Herren zur Tafel und wir mußten aufwarten und einschenken bis lange nach Mitternacht; so etwas hatte ich in meinem Leben noch nicht mit angesehen, daß mir Anfangs ordentlich bange wurde. Jeder that, was ihm einfiel; die Einen sangen, die Andern rissen Witze, wieder Andere spielten um vieles Geld und Mancher verlor in Einer Nacht ohne Augenzucken und ohne sich in seiner Laune stören zu lassen, mehr, als er in einem halben Jahre Herzeleid wieder gewinnen konnte.

Ich mußte nur über den Prinzen erstaunen, wie sich dieser schmächtige Mann hielt und immer noch munter war, wenn sie ringsherum über dem Tisch schliefen oder wankend ihre Kammerthüre suchten.

Denn es ging jetzt einen Tag wie den andern; morgens auf den Pirschgang, des Nachmittags und Nachts bei Spiel und Gelage, wo derjenige ein Meister hieß, der das Tollste anzugeben wußte.

Ja es kam mir vor, als ob nach acht bis zehn Tagen der Prinz es nur noch toller triebe und immer mehr und stärkeren Wein tränke, wie wenn er etwas auf dem Herzen hätte, das er im Rausch vergessen wollte.

Denn das sah man wohl, daß es bei ihm etwas Anderes war, als bei seinen Begleitern. Diese wollten sich einzig und allein amüsiren und hielten deshalb immer rudelweis zusammen; er aber ging höchstens mit Herrn von St. Felix und seit einiger Zeit vollends ganz allein gleich nach der Mittagstafel weg und ließ sich erst gegen Abend wieder blicken.

Die Andern schienen aber ein ähnliches Wesen an ihm gewohnt zu sein, denn ich hörte nie eine Bemerkung darüber, um so weniger, als man genau wußte, wo er hinging; denn er zog sich regelmäßig an der Umzäunung des Ballwitzer Parks nach dem Thal hinab, ging dort über den Steg und nach dem Bruckeröder Försterhaus, das zugleich Wirthschaftsgerechtigkeit hatte. Hier setzte er sich, ohne mit Jemand ein Wort zu reden, in seine bestimmte Ecke und trank eine Flasche Rothwein. Selten notirte oder

zeichnete er etwas in seine Schreibtafel und ging dann des Abends nur noch langsamer auf demselben Wege zurück.

Erst als der Marquis ähnliche einsame Spaziergänge begann und ebenso heiter davon zurückkehrte, als der Prinz düster von den seinigen, wurden die Andern neugierig und ich bemerkte wohl, wie ihnen die Lust wuchs, dem Herrn von St. Felix einen Streich zu spielen, wenn sie nur erst herausgebracht hätten, wo seine Wege hinführten; denn darüber waren sie einig, daß der Marquis eine Liebesgeschichte angefangen haben müßte und versprachen sich den größten Spaß davon, gerade den Weiberhasser zu attrappiren und in die Strafe zu bringen, welche der Prinz auf verbotenen Umgang gesetzt hatte.

Aber der Marquis war schlau und wählte nie dieselbe Stunde und nie denselben Weg; er war immer plötzlich verschwunden, wenn ihn die nachgesandten Späher kaum noch im Auge gehabt hatten.

Sie hätten deshalb noch lange warten können, hätte sich der Marquis nicht selbst verrathen. Er war nämlich gewohnt, sobald der Prinz zu Bette lag, sich neben denselben zu setzen und noch stundenlang Gespräche zu halten, von welchen man aber trotz der dünnen Wände in der Nachbarkammer nichts verstand, weil die Sprechenden, sich nahe sitzend, die Stimme

nicht zu erheben brauchten. Nur immer die letzten Worte des Marquis hörte man deutlich, wenn er noch zu Ende sprach, während er sich schon auf seinem niederen Lager ausstreckte; denn er mußte jetzt lauter reden, wenn ihn der Prinz verstehen sollte. Ein solches letztes Wort wurde aber sein Verräher.

Es gingen noch vierzehn Tage vorbei; der 28. September war schon verflossen und der Prinz hatte es in der letzten Nacht gar zu bunt getrieben. Er war erst sehr spät, erhitzt und aufgeregt, mit dem Marquis in ihre Kammer gegangen; dieser hatte sich wie gewöhnlich zu ihm gesetzt und machte endlich einmal eine Bemerkung, daß es dem Prinzen Schaden bringen werde, wenn er fortführe, die starken Weine zu trinken.

Der Prinz lachte bitter auf, antwortete aber nichts, so daß der Marquis fortfuhr: „Ich fürchte, daß Dich ein Geheimniß drückt, mit welchem Du für Dich allein nicht zurechtkommen kannst, und würde Dich eines Mangels an Treue anklagen, daß Du dem Freunde gerade das Wichtigste verschweigst, wenn ich mich nicht schon seit mehreren Tagen in derselben Schuld gegen Dich wüßte. Wir haben die Freundschaft als die höchste und reinste Tugend hingestellt und doch fallen wir bei der ersten Probe, welche uns das Schicksal auferlegt, von unsern eigenen Grund-

sätzen ab. Dies darf so nicht bleiben; darum will ich mit meiner Beichte beginnen und dann die Deinige anhören, denn ich müßte mich schämen, wenn mich das Glück verschloßner machte, als Dich, wie es scheint, das Unglück. — Amalie von Hoensbrook ist hier!" —

„Ich weiß es," antwortete der Prinz; „ich habe sie jeden Tag von ferne in ihrem Park gesehen und oft genug geweint, daß eine Kluft zwischen uns ist, wie zwischen den Himmlischen und Verdammten."

Der Marquis schlug sich mit der Hand vor die Stirne: „O hätte ich geschwiegen!" rief er halblaut.

„Es wäre zu spät," sagte der Prinz, seine Stimme zitterte: „und warum sollte ich dem Freunde nicht gönnen, was für mich selbst der höchste Besitz und doch unerreichbar ist. Sprich es nur aus, Du hast endlich Gegenliebe gefunden."

Er streckte bei diesen Worten dem Freunde beide Hände entgegen. Sie sahen sich schweigend an; Jeder suchte vergeblich die Thränen zu unterdrücken, welche ihm in die Augen schossen.

Nach einer Weile begann der Marquis: „Du sollst Alles wissen, damit kein Schatten auf meiner Treue ruhen bleibe. Wir fanden uns über demselben Unglück; Jeder liebte die Herrliche; Jedem standen Hindernisse entgegen und das größte, daß sie keinen

von uns Beiden liebte. Doch warest Du damals glücklicher, von Dir duldete sie wenigstens die Aufmerksamkeiten, mich kränkte sie recht absichtlich mit Kaltsinn. Du sahest aber doch damals weiter als ich, wenn Du mich tröstetest und sagtest, Dir wäre lieber, sie wäre gegen Dich kaltsinnig, als so freundlich; denn dann würdest Du noch hoffen, weil es auch einen Kaltsinn giebt, der beginnt, wenn ein jungfräuliches Wesen anfängt zu fühlen, daß es um die Freiheit gebracht und von der Liebe unterjocht werden soll. — Ja, sie liebte mich, sie liebte mich schon damals und ist jetzt gekommen, um es mir zu bekennen. Ihr Vater ist in einer Mission des Kurfürsten nach Wien; sie selbst ist mit ihrer Tante nach Dallwitz gekommen, weil sie wußte, daß ich mit Dir auf dem Jagdhause war; ich habe sie jeden Tag getroffen und gesprochen und bin meines Glückes gewiß. Kann ich die Vorurtheile ihres Vaters nicht überwinden, so wird sie mir doch folgen und sollte ich sie entführen. Mißlingt Alles, dann freilich bin ich noch unglücklicher als Du."

Der Prinz nickte mit dem Haupte, sagte aber auch weiter nichts als: „Ich bin müde; verzeih mir, daß ich mich heute nicht mehr mit Dir freue; aber zähle immer auf mich."

Sie reichten sich noch einmal die Hände; dann streckte sich auch der Marquis auf sein Lager und kämpfte schon zwischen Schlaf und Wachen, als sich der Prinz noch einmal aufrichtete und sagte: „Nimm Dich vor den Andern in Acht; sie setzen eine gewöhnliche Liebschaft mit einem Waldmädchen bei Dir voraus und haben Lust, Deine Wege auszuspüren und einen Scherz zu treiben.“

„Ich bin ziemlich sicher, denn ich merke es schon lange; aber in der Hoensbrook'schen Thorwartshütte vermuthet mich kein Mensch und überdieß ist es morgen das letzte Mal, daß ich sie hier sehe.“ Diese Worte hatte der Marquis in seinem halbwachen Zustand sehr laut gesprochen und der Herr von Holleufen hatte sie in der Nebenkammer verstanden; er konnte den Tagesanbruch kaum erwarten, um den Andern die Neuigkeit zu eröffnen und den Feldzugsplan gegen den glatten Heuchler zu berathen.

Ich hätte den Marquis schon warnen können, denn ich merkte gleich während des Frühstücks, daß es auf ihn gemünzt war; aber ich unterließ es, denn ich mochte ihn nicht recht leiden; er war ein rechter adelsstolzer Franzose und kam mir so berechnend und kühl vor wie Fischblut; auch hatten mich die Mädchen des Wildmeisters gegen ihn aufgestiftet,

weil man ihm die Schuld beimaß, daß der Prinz auf die Idee gekommen war, dieses Jahr die Frauen auszuschließen.

So ließ ich der Sache ihren Lauf und zog mich auch sachte hinter den lustigen Brüdern her, welche, den Oberjägermeister voran, gegen Abend, als der Marquis unsichtbar geworden war, vorsichtig und still den Berg hinabstiegen und bald darauf, als es schon dunkelte, die Thorwarthütte besetzten, nachdem sie sich vergewissert hatten, daß die Vögel im Käfig waren.

Weil sie sich so sehr zusammennahmen, wären sie vor Lachen fast erstickt, hätte nicht endlich der Oberjägermeister dreimal an die Thüre gepocht und gerufen: „Im Namen St. Huberti und der Gesetze seines Reiches verhafte ich, Landamman vom Veltlin, mit den anwesenden Grafen Medoc, Burgund und Chablis, Dich den Chevalier de Cypre mit sammt Deiner vergänglichen Freundin und all' Deinen Neigungen und Begierden, um Euch vor den Thron unseres weisesten Protektors zu führen."

Er lachte dabei, daß der Wald schallte, wurde aber plötzlich still, als der Marquis todtenbleich heraustrat und ihm zuflüsterte: „Um aller Heiligen Willen, macht daß Ihr fortkommt; es ist keine Liebschaft, es ist Fräulein von Hönsbrook!"

Der gutmüthige Herr war über diesen Ausgang seines Witzes so erschrocken, daß er die zwei zunächst Stehenden, ohne ein Wort zu sagen, erst ein Stück weit an der Hand fortriß, bis er daran dachte, den Uebrigen zuzurufen: „Es ist kein Spaß mehr, fort, fort! Wir thun eine Dummheit und ein Unrecht, wenn wir bleiben."

Sie wurden aber in ganz unerwarteter Weise am Weggehen behindert. Der Polizeiwachtmeister Beutler trat in voller Uniform aus einem Verstecke hervor und sagte, während er sich höflichst verneigte und salutirte: „Ich habe unmittelbaren Befehl vom Serenissimus, Jedweden, den ich auf einem Umkreis von hundert Schritten um die Thorwarthütte des Freiherrn von Hönsbrook betreffe, zu verhaften und nöthigenfalls mit Gewalt festzuhalten, und wäre auch der Durchlauchtige Prinz selbst dabei. Um diesem Befehl Wirksamkeit zu geben, sind ringsum zwölf Mann Husaren postirt. Wenn mir aber die gnädigen Herrn erklären, ruhig folgen zu wollen, glaube ich meine Vollmacht nicht zu überschreiten, wenn ich ihnen Degen und Hirschfänger belasse."

Der Oberjägermeister zerknirschte einen Fluch zwischen den Zähnen und murrte vor sich hin: „Ich alter Narr muß auch Alles mit austappen!" Doch sagte er laut: „Es versteht sich von selbst, Wachtmeister,

daß wir dem Befehl Serenissimi unbedingt nachkommen, wenn wir auch die Gründe dieses Verfahrens nicht einsehen. Wir sind Alle beieinander und bereit zu folgen. — Vorwärts, Marsch!" —

„Ich bedaure den gnädigen Herrn aufhalten zu müssen," sagte der schlaue Alte; „denn ich habe auch noch besonderen Auftrag, diejenigen mitzunehmen, welche ich in der Hütte selbst finde; ich glaube es sind die Hauptpersonen."

„Wer mich anrührt, ist ein Kind des Todes," sagte der Marquis, der mit gezogenem Degen unter die Thüre trat. „Ich bestehe darauf, als ein freier Mann die Dame, welche mir eine Unterredung gestattet hat, an den Ort zu führen, wo Seine Durchlaucht selbst ist. Ich erkenne mich nicht als einen Gefangenen!"

„Serenissimus sind bereits auf dem Jagdhaus," antwortete der Wachtmeister höflich und ruhig: „wenn sich der Herr Marquis freiwillig dahin verfügen wollen, werde ich mich gerne in dessen Gefolge befinden."

Es gab noch einige Hin- und Widerreden, endlich aber setzte sich der Marquis mit seiner Dame, die nach kurzem Besprechen zustimmte, und die übrige Gesellschaft in Bewegung.

So kamen sie, da Jeder Aufklärung suchte und Keiner sie geben konnte, endlich schweigend und ver-

stimmt auf dem Jagdhause an. In dem hellerleuchteten Saale gingen der Fürst und sein Sohn in großen Schritten auf und nieder; denn auch hier hatte es zwischen zwei sehr harten eigenwilligen Köpfen eine Scene gesetzt.

Der Fürst hatte nicht für nöthig gehalten, dem Prinzen zu verhehlen, was für Maßregeln er angeordnet und wodurch er dazu bewogen worden war. Er ließ sonst den Sohn selten oder nie ein Mißtrauen fühlen, ja er duldete nicht einmal Zuträgereien über das Thun und Lassen seines Lieblings. Dagegen war er abergläubisch und konnte die Furcht nicht loswerden, der Name Hönsbrook, welcher ihm selbst so oft absichtlich und unabsichtlich fatal geworden war, möchte auch im Leben des Prinzen eine unglückliche Rolle spielen. Deshalb hatte er auch dem Kammerdiener unter Bedrohung der höchsten Ungnade und Strafe anbefohlen, ihm, wo es auch sein möchte, sogleich zu melden, wenn der Name Hönsbrook nur von dem jungen Herrn genannt werde; oder wenn gar Einer dieses Namens in die Nähe des Prinzen käme.

Der Kammerdiener hatte zuerst von uns Allen in Erfahrung gebracht, daß das Fräulein auf ihrem Schlosse angekommen war und hatte es trotz aller Furcht doch nicht gemeldet. Als er aber zuletzt das Gespräch des Prinzen mit dem Marquis ausführlicher

belauschte und, wenn er auch nicht Alles verstand, mehrfach das Wort: „Entführung und Heirath“ vernahm, hatte er in der Herzensangst noch in derselben Nacht einen Expressen an den Fürsten gesandt, der denn auch den confusen Bericht nicht anders deuten konnte, als daß der Prinz selbst in seiner Leidenschaft vorhabe, das Fräulein zu entführen. Dies zu hindern hatte er die heftigen Maßregeln angeordnet und war selbst nach dem Altenberg geeilt.

Der Fürst war eben eingetroffen, als der Prinz düster aber einsam und ruhig von seinem gewöhnlichen Spaziergang heimkehrte. Dies überraschte ihn so sehr, daß er nach einer kurzen aber heftigen Auseinandersetzung erkennen mußte, wie Unrecht er dem Prinzen gethan, und welche Verlegenheit, wo ein passender Ausweg schwer zu finden war, er sich selbst bereitet hatte.

Dies zeigte schon sein erstes Benehmen, als wir endlich vorgelassen wurden; denn er sagte offenbar, daß wir es hören sollten, mit erhobener Stimme zu dem Prinzen, indem er ihn umarmte: „ich bin ja selbst froh, daß ich mich diesmal getäuscht habe.“

Dann trat er auf den Marquis zu, welcher mit seiner tiefverschleierten Dame fast bis mitten in den Saal vorgeschritten war und sagte: „Ich bedauere,

daß Sie um höherer Rücksichten willen in Ihren Angelegenheiten gestört wurden; bin aber zugleich erfreut, daß diese vorübergehende Widerwärtigkeit mir das Vergnügen verschafft, meine schönste Unterthanin, Ihre Braut, bei mir zu Hause zu begrüßen."

Der Marquis, der trotz dieser huldvollen Worte seine stolze Haltung nicht im Geringsten geändert hatte, verbeugte sich und antwortete kalt und abgemessen: daß er sich zufrieden geben müßte, wenn der Fürst als Souverän in dieser Weise die schwierige Sache zu Ende zu bringen suche, daß er aber als Unterthan eines andern Souveräns, als Gast und Kavalier das Recht und die Verpflichtung habe, von dem Fürsten als Kavalier einen bestimmten Rath zu verlangen, was er zu thun habe, um die Ehre seiner Dame gegen jeden Schatten der Verleumdung zu wahren.

Dem Fürsten, der in seiner Weise das Aeußerste gethan zu haben glaubte, kam dieser hohe Ton und Widerstand unerwartet; das Feuer schoß ihm in die Augen, er schlug heftig an den Degen und war im Begriff, Herrn von Holleuffen zu befehlen, die Sache für ihn auszufechten; als der Prinz, welcher seither in sich versunken dagestanden hatte, dazwischentrat, und in ruhigem Tone zu seinem Vater sagte: „Der Marquis kennt Ihre gnädigen Absichten nicht ganz, er

würde sie sonst mit mehr Dankbarkeit aufnehmen. Sie selbst waren ja vorhin am meisten um das Fräulein von Hönsbrook besorgt, und fanden meine Bitte annehmbar, um alles Unangenehme abzuschneiden, die Hochzeit des Marquis von St. Felix mit seiner geliebten Braut noch heute zu vollziehen. Sie sind als Souverän berechtigt, in Abwesenheit des Vaters bei dem Fräulein Vaterstelle zu vertreten, und Herr von St. Felix wird sich nicht weigern, nachdem am vierundzwanzigsten September in Frankreich die Republik proklamirt ist, ein deutsches Heimathsrecht anzunehmen und so das einzige Vorurtheil, welches ihm bei dem Freiherrn von Hönsbrook entgegensteht, zu überwinden. Die St. Hubertusgenossenschaft wird Zeuge sein und unser vortrefflicher Pastor Dietrich ist ja zur Hand, um den Segen der Kirche auszusprechen."

Der Fürst schwankte einen Augenblick, dann lächelte er und umarmte seinen Sohn nochmals, während Mancher von uns zugleich lachte und zugleich die Thränen im Auge hatte. Das Fräulein schlug ihren Schleier zurück, als sich ihr der Fürst nahte und sie um ihre Einwilligung fragte, welche sie freudig zusagte; der Marquis aber ließ sich auf ein Knie nieder und küßte seinem jetzigen Souverän die Hand, während sein Blick feucht und dankbar zu dem bleichen Prinzen hinüberschweifte.

Doch konnten wir trotz alledem nicht zu einer rechten Andacht kommen, weil wir den Pfarrer Dietrich ansehen mußten, der sich in eine Ecke gestellt hatte, mit dem Rücken gegen uns, und emsig seine weißen Bäffchen aus der Westentasche hervorholte und umband, um seiner geistlichen Würde wenigstens einiges Ansehen zu geben.

Der Fürst bemerkte es zuletzt auch und sagte freundlich: „Euer Hochehrwürden ist mir gar zu prompt; denn es ist doch wohl nöthig, daß wir die Brautleute erst eine Stunde allein lassen und die Tante der Braut erst selbst in Schloß Dallwitz abholen; der Prinz wird indessen für die nöthige Festlichkeit Sorge tragen."

Alle wünschten sich jetzt gegenseitig Glück; dann trennte man sich bald, um sich bald wieder zu finden.

Glücklicherweise stand der Thronhimmel noch in seiner ganzen Pracht und war ein ausreichender Vorrath von Kienfackeln vorhanden. Als deshalb nach einer Stunde der Fürst mit der Frau von Kanitz ankam, und der Prinz die Braut, der Oberjägermeister den Marquis herausführten, standen wir schon Alle im Kreis und schwangen die brennenden Fackeln.

Der Pfarrer hielt eine kurze Eingangsrede und der Prinz führte hierauf das Fräulein an die Stufen

zur Einsegnung vor. Wie sie niedergekniеet war aber, drückte er ihr einen Kranz von Immergrün, den ich in der Eile hatte flechten müssen, auf das Haupt und sagte ihr, die vor Weinen kein Wort fand: „Gedenket dankbar St. Huberti und der treuen Freundschaft!“

Es war mir seltsam zu Muthe, als ich eine Stunde später allein auf der dunkeln thaufeuchten Wiese stand; denn alle Uebrigen hatten das neue Ehepaar, um den Gesetzen St. Huberti nachzukommen, unter Sang und Klang über die Jagdgränze geschafft und bis an das Thor von Dallwitz geleitet, wo auch der Fürst die Nacht zubringen und dann des andern Tags die Neuvermählten nach der Residenz mitnehmen sollte. Schon in derselben Nacht aber ging ein eigenhändiges Schreiben des Fürsten an den Freiherrn von Hönsbrook ab, welches die freundlichste Einladung zum Winter und die besten Aussichten für eine friedliche Zukunft enthielt.

Der Prinz selbst blieb noch einige Wochen auf dem Jagdhause, sein tolles Leben fortzusetzen; doch war er heiterer und ruhiger, wie Jemand, der einen großen Sieg über sich gewinnt.

Auch hörte man schon im kommenden Winter, daß sich sein Weiberhaß wieder gegeben hatte, und dennoch blieben alle diese Liebschaften, von denen sein halbes Leben jetzt ausgefüllt war, nur Spielerei; er verharrte dabei, nicht

zu heirathen und setzte es durch. Seine freudigsten Stunden aber, bis an sein Lebensende, — er starb im dreiundvierzigsten Lebensjahr — blieben, auch da er längst regierender Fürst geworden war, die Abende, welche er im Hause seines Freundes und seiner Freundin zubringen konnte.

4.

Die Prinzessin Cillibi.

Auf dem Riesengebirge in einem waldumkränzten Wiesthal liegt ein uraltes verfallenes Gebäude, von welchem nur noch die mächtigen Seitenwände und der vordere Steingiebel stehen; das Dach selbst ist seit Jahrhunderten eingebrochen. Aber mitten aus Ruinen und Schutt erhebt sich die schönste Linde, überschattet weithin Giebel und Mauern und streckt sehnsüchtig durch jedes Bogenfenster die rauschenden Aeste dem Lichte entgegen.

Es sind die Ueberreste einer alten Klosterkirche, deren sich aber der ökonomische Sinn unserer Tage in

eigenthümlicher Weise bemächtigt hat. Denn unmittelbar an die südliche Seitenwand der Kirche lehnt sich, offenbar aus dem unerschöpflichen Gnadenschatz der heiligen Steine gebaut, wenn auch schimmernd weiß übertüncht, ein neues Haus, woran der ganzen Breite nach mit großen goldenen Buchstaben geschrieben steht: Weingeschäft und Weinhandlung von Georg Spalding.

Dieses Geschäft hat eine äußerst glückliche Lage als Zwischenstation zweier berühmter Bäder, wo sich die beiderseitigen Gäste selbst bei einem Nachmittagsspaziergang ohne allzugroße Anstrengung treffen konnten, und war den Genesenden besonders lieb, weil man weit und breit im ganzen Lande keine solche Auswahl reingehaltener wohlgepflegter Ungarweine fand, wie bei Herrn Spalding. Dabei war der Wirth so prompt und billig, daß manche Gäste, statt dankbar zu sein, im Stillen doch dem Glauben anhingen, es möge in den prächtigen Gewölben, welche sich unter dem ganzen Kloster hinzogen, mehr als ein Fuder geschmuggelten Weines liegen.

Von dieser Aussicht auf ein gutes Glas Wein in einem kühlen Keller schien ein junger Mann, welcher noch auf der Landstraße vor diesem Hause stand und sich mit lauter Stimme die Firma langsam vorsagte, auch bei weitem mehr angezogen, als von dem alten romantischen Gebäu. Er klopfte sich mit einem zier-

lichen Stock aus Rebenholz den Staub von den Beinkleidern und wartete noch auf seine zwei Freunde, welche sich in weiten Zwischenräumen hintereinander gehend matt und müde die Landstraße heranschleppten und von zwei rüstigen Packträgern, die aber bei der glühenden Hitze auch unter ihren Tragkörben keuchten, gefolgt waren.

Es schien eine bestimmt verabredete Arbeitstheilung unter den jungen Männern zu herrschen, denn die beiden Nachkömmlinge schritten, ohne mit dem Andern ein Wort zu wechseln oder sich sonst aufzuhalten, dem Gewölbe zu, um daselbst jedenfalls den besten Platz in Beschlag zu nehmen, während der Erste freundlich für die Träger sorgte und dann mit dem Wirthe die Unterhandlung über eigene Angelegenheiten der Reisegesellschaft begann.

Die Blödigkeit schien keine seiner hervorstechenden Eigenschaften zu sein; er klopfte gutmüthig aber doch mit einer großen Sicherheit dem Wirthe auf die Schulter und sagte, den kleinen Bart streichend: „Nun, Großvater, bringen Sie uns vorerst von Ihrem delikaten ungarischen Ziegenkäs und von Ihrem besten gepaschten Ungarwein; wir sind zwar Beeidete Seiner Majestät des Königs, aber in Ferien, darum inkompetent und nicht gefährlich.“

Der Wirth zog es vor, zu lächeln, öffnete ihm dienstfertig die Glasthüre zum Gewölbe und entfernte sich eilig.

Die Beiden hatten es sich schon bequem gemacht. Der Eine lag ausgestreckt auf dem Sopha, der Andere hatte sich in einen Lehnstuhl versenkt und die Beine auf die Steinplatte des Tisches gelegt. In ähnlicher Weise richtete sich jetzt auch der Dritte ein und man wechselte kein Wort, auch nicht, als man endlich die Cigarren wegwarf, weil der Wein und die Speise angekommen waren.

Sie sahen einander merkwürdig ähnlich. Alle hatten schwache Standpunkte und schmale Hände, waren groß, schlank, schmächtig, trugen carrirte Hosen und Phantasiefracks von modernstem Schnitt, das Halstuch leicht geschlungen, äußerst zartfarbige Westen und niedrige braune Filze mit schwarzen Sammetbändern.

Erst als sie sich abgekühlt fanden und endlich die Kopfbedeckung abnahmen, bemerkte man einige Unterschiede in der Haarfarbe und als sie zuletzt gar ein Gespräch begonnen, entdeckte sich, daß sie selbst bedeutende Unterschiede zwischen sich anerkannten, denn der Eine hieß der Schöne, der Zweite der Blonde, der Dritte der Schwarze.

Das Gespräch war in eigenthümlicher Weise, wie etwa die Oper durch eine Ouvertüre, eröffnet worden.

Der Schöne nämlich pfiff zuerst nicht ohne Geschick ein ziemlich kunterbuntes Musikstück, wozu die beiden Andern mit ihren langen Fingern den Takt trommelten.

„Was pfeifst Du denn da; ich sollte es kennen und kenne es doch nicht!“ sagte der Schwarze.

„Glaube, glaube es gern; es ist ein Phantasiestück von mir,“ entgegnete sein Freund; „habe es neulich auch Ernest vorgepfiffen; so müßten die Motive zu einer Oper lauten, die ich ihm anempfahl, zu schreiben. Habe es immer gesagt und sage es noch: unsere Musiker sind auf den Kopf gefallen, wenn sie über Mangel an Sujets zu Opern klagen. Warum haben sie nicht schon längst einen „Rübezahl“ gedichtet? — Frage Euch: warum nicht!? — Dieses muntere boshafte Kerlchen müßte uns Berliner Kindern wie Champagner auf der Zunge prickeln. Wahrhaftig, seit wir im Reich des Rübezahl einmarschirt sind, welches freilich jetzt Sr. Majestät dem König gehört, thut es mir gewissermaßen leid, daß der Herr vom Berge nicht mehr lebt; ich machte ihm gar gern meine Reverenz, und hätte ihn über seine famose Liebesgeschichte zu befragen, denn ich habe es Ernest heilig und theuer versprochen, ihm von dieser Reise den Text zu einem Rübezahl mitzubringen, denn ich bin überzeugt, Niemand könnte dieses Sujet so gut musikalisch behandeln, wie er. Es muß Furore machen!“

„Du hast Recht; ein süperber luminöser Einfall!“ unterbrach der Blonde den Schönen, ohne sich jedoch aus seiner bequemen Lage zu rühren; „das Leben wird langweilig, weil uns die Aufklärung alle Stoffe entreißt; erst glauben wir nicht mehr an Geister und Hexen — Beginn des Verfalls; dann nicht mehr an den Rübezahl, — fortgesetzter Verfall; endlich gar nicht mehr an den Teufel — Sturz der Poesie.“

„Und zuletzt nicht mehr an Gott — Untergang der Poesie,“ rief eine Stimme aus der Ecke des Gewölbes herüber. Sie kam von einem Manne, der mit dem Rücken gegen die Freunde gekehrt, einsam vor seinem Glase saß und von denselben noch weniger Notiz genommen hatte, als sie von ihm. Doch auch den Dreien hatte er nicht geschienen, er trug einen müllerblauen Rock, an Taschen und Kragen sehr fadscheinig und abgenützt, war etwas verwachsen und schien gedrückt und alt, denn er beugte sich weit vor und hatte spärliche graue Locken.

Der Fremde hatte sich auch nicht umgedreht, als er den Redner unterbrach. Dieser selbst änderte seine Lage ebenso wenig, schielte aber doch ein weniges nach dem Alten hinüber und sagte dann mit großer Gelassenheit: „Sie haben Recht, Passagier erster Klasse, es giebt Einige, welche auch Gott wegescamotiren

möchten; wir wollen es abwarten.“ Er nahm die Cigarre wieder in den Mund und paffte weiter.

Der Alte schien jedoch durch diese Antwort weder abgeschreckt noch beleidigt; denn er stand jetzt auf und ging mit großer Sicherheit auf die jungen Leute zu.

Diese empfingen ihn aber keineswegs mit ihrer seitherigen Ruhe, sondern sprangen bei dem leisen Ausruf des Schwarzen: „Donnerwetter, es ist doch ein Mandarin!“ wie der Blitz empor und machten einen gehaltenen tiefen Bückling vor dem alten Herrn, welcher ihnen mit heiterer Miene, seine rechte Hand anmuthig bewegend, für den Gruß dankte.

„Ich freue mich,“ sagte er, „meine Einsamkeit so angenehm unterbrochen zu sehen, um so mehr, da ich wohl das Vergnügen habe mit Kollegen zusammen zu sein. Ich erlaube mir, um unsere Bekanntschaft rasch einzuleiten, mich als Obertribunalsrath Sandmüller vorzustellen, und Sie sind wohl,“ wandte er sich an den Schwarzen, „der Herr Referendar —

„Von Streit aus Potsdam!“ ergänzte dieser;

„Wander aus Stettin“ und „Rudolph aus Königsberg,“ riefen die beiden Anderen aus Einem Athem.

„Aber ich bitte die Herren, Platz zu behalten,“ fuhr der weltbekannte Examinator beim dritten Examen verbindlich fort; „Sie sollen mich mit Witz und Geist regaliren, ich werde dafür einen besseren Ungarwein

bringen lassen; denn der alte Spalding ist ein Filou und hat aus Mißtrauen sein Bestes im Keller behalten; mich aber kennt er und Sie sollen jetzt einen Wein kosten, wie Sie in Deutschland keinen zweiten finden. — Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!“ —

Er war kaum zur Thüre hinaus, als die Drei, welche jetzt in der besten Haltung um den Tisch saßen, einander ansahen und in ein unbändiges Lachen ausbrachen, bis endlich der Schwarze zu Wort kommen konnte und sagte: „Es kann Euch gar nicht so komisch vorkommen wie mir; denn bei meinen schlechten Augen schien es mir im ersten Augenblick, als ob mein Präsident in eigenster Person auf uns zukäme.“

„Mir ging es gerade so; ich bin weder blödsichtig noch betrunken und hätte doch einen Eid abgelegt, daß der Chef-Präsident Schreder uns anredete; doch das Thier ist noch groß genug!“ sagte der Blonde; der Schöne aber hatte nicht mehr Zeit, seine poetischen Gedanken darüber auseinanderzusetzen, denn die Respektsperson trat schon wieder ein und hinter ihm der Wirth mit dem versprochenen Tokaier.

Die Unterhaltung wurde jetzt bald lebhaft. Der alte Herr kannte alle Berliner Verhältnisse und theilte die bescheiden oppositionellen Ansichten der jungen Leute ganz, daß ihnen das Herz aufging und sie ihn

im Stillen für ebenbürtig erklärten, ja geneigt waren, ihm deshalb einzelne Schwächen zu vergeben. Dahin gehörte namentlich seine altväterische Ansicht von der Liebe. Er hielt sie noch für ein Geschenk des Himmels, welches sich erflehen und ersehnen, aber nicht suchen läßt, sondern dem Glücklichen ohne sein Verdienst als Gnade und Gottesgabe zufällt, die man aber nie denken kann ohne Treue. Der Schwarze und der Blonde aber hielten die Liebe für eine Chimäre und die Treue nur für Mittel zum Zweck; der Schöne aber erklärte sie für eine Kunst, welche man erst durch eine Vorübung an so und so vielen Liebschaften erlernen könne.

Aber wie gesagt, sie ließen den alten Herrn seine Schwäche und Unerfahrenheit in dieser Beziehung nicht zu sehr fühlen, mußten sich vielmehr über sich selbst wundern, wie offenherzig sie über eigene Angelegenheiten wurden, so daß der Obertribunalsrath schon nach einer Stunde alle ihre Herzensgeheimnisse besser kannte, als der Beichtvater das Herz einer neubekehrten Sünderin. Sie schämten sich dessen viel weniger, als ihres ungezogenen Durcheinanderredens, so daß man kaum sein eigenes Wort hörte. Der Wein hatte die Zungen so lose gemacht, daß sie immer alle Drei auf einmal antworteten, wenn der Alte fragte, etwa wie Schulkinder, die zusammen buchstabiren.

„Aber was wollen Sie denn hier? Was suchen Sie denn eigentlich?“ frug der Obertribunalsrath unter Anderem.

„Das Glück!“ antworteten sie wie aus Einem Munde.

„Das Glück hat aber einen geschorenen Kopf und läßt sich nicht so leicht 'fassen,“ sagte der Alte lächelnd.

„Darum,“ entgegnete der Schwarze, „darum gerade suchen wir auch das Glück bei den Frauenzimmern; diese tragen lange Haare und sind leicht zu halten. Ich z. B. gedenke die Reichste zu heirathen und lade Sie in drei Wochen zu meiner Hochzeit!“

„Und ich die Schönste!“ rief der Blonde; „ich suche sie im Bade.“

„Ich zog immer vor, Alle zu lieben, aber Keine zu heirathen,“ sagte der Schöne schwärmerisch, und griff einige Akkorde auf einer verstimmten Guitarre, welche er hinter dem Ofen gefunden hatte. Wenn der Herr Obertribunalsrath gestatten, werde ich mein Glaubensbekenntniß singen:

Heiß will ich Deinen Kuß erwiedern,
Will meinen Geist mit leichten Schwingen
Zum himmelhohen Flug befiedern,
Um Deine Schönheit zu besingen.

Mit allen Sternen will ich kommen
Und mit dem Lichte wieder gehen;
Was wir gegeben und genommen,
Soll nie der freche Tag besehen.

Nur Treue sollst Du nicht verlangen,
Nicht gleich die Fessel, weil ich küßte;
Frei will ich Deine Lieb' empfangen,
Doch weigern würd' ich, was ich müßte.

Und ob ich Dich verlassen sollte,
Ein Andrer kommt, es gut zu machen;
Ein einzig Bad im Morgengolde
Macht bleiche Wangen wieder lachen.

„Ein Jeder redet, wie er es versteht," sagte der alte Herr, weil die Jungen lachten. „Doch will ich Ihren leichtfertigen Planen Vorschub leisten und Ihnen noch heute zum größten Ansehen im Bade von Hirschbrunn verhelfen, welches Ihren Planen sehr förderlich sein wird, denn Sie werden mir zugeben, daß bei den größten persönlichen Vorzügen die Würde eines Referendars noch nicht ausreicht, die Augen der Väter und die Herzen der Mädchen zu blenden. Wollen Sie aber auch meinem Rathe folgen?"

„So genau wie einer Entscheidung des Obertribunals," rief der Blonde; „an Muth fehlt es uns nicht!"

„Zweifle gar nicht!“ antwortete der Alte, „wenn schon eine ziemliche Portion Muth dazu gehört, auf ganz unbekannten Wegen eine Stunde unter der Erde fortzuwandeln. Lachen Sie nicht; dies ist mein wohlgemeinter Vorschlag. Sie müssen nämlich wissen, daß die Mönche, welche noch vor dreihundert Jahren hier in diesem Kloster hausten, auch nicht gerne ihren Wein allein tranken, sondern sich, da die Welt noch nicht so aufgeklärt war, wie heutigen Tages, unter dem Boden nach Hirschbrunn durchgruben, um zu den Nonnen zu kommen, welche das alte hübsche Haus bewohnten, worin jetzt die Badeanstalt ist. Die ganze Gegend weiß, daß dieser Gang vorhanden ist, aber Niemand kennt Eingang und Ausgang, als ich. Ich komme nun schon fast seit zwanzig Jahren jeden Sommer nach Hirschbrunn in das Bad, habe gleich im zweiten Sommer den Gang zufällig entdeckt und natürlich jetzt schon hundertmal zurückgelegt.“

Der Obertribunalsrath sah auf die Uhr und fuhr fort: „Ich als alter Mann hatte natürlich kein Interesse durch diese Entdeckung die Neugierde und Aufmerksamkeit auch auf mich zu ziehen; für Sie aber hat die Sache eine ganz andere Bedeutung. — Es ist jetzt gerade fünf Uhr; um sechs Uhr versammelt sich Alles, was von Badegästen schön und glänzend sein will, zur Promenade im Kreuzgang des Nonnen-

Klosters zu Hirschbrunn, namentlich wenn das Regenwetter, welches am Himmel steht, zum Ausbruch kommen sollte. — Nun denken Sie das Erstaunen, wenn mitten in diese glänzende Gesellschaft hinein drei preußische Referendare, als Geister der Tiefe aus dem Mauergewölbe heraustreten und sogleich bei dem ersten Erscheinen allgemeines Interesse erregen, weil sie die Neugier auf das Höchste spannen."

Dieser Rath des alten Herrn wurde mit einem Ruf des Entzückens aufgenommen, der Schöne richtete noch einen Abschied an den Tag, der Schwarze aber steckte alle Kerzen, deren er habhaft werden konnte zu sich und ergriff das halbabgebrannte Licht, woran sie seither die Cigarren angezündet hatten.

„Ich will Sie nicht begleiten," sagte der Obertribunalsrath, als sie endlich reisefertig standen und ihn erwartungsvoll ansahen. „Sie sollen den Ruhm ganz allein haben; ich bin auch überdies heute schon durch den Gang gekommen und liebe es nicht, auf demselben Wege zurückzugehen. Ich wähle die Landstraße und will für Ihr Gepäck Sorge tragen. Sie kehren doch im Hôtel de Saxe ein; dort werden Sie heute Abend Ihre Effekten und meine Wenigkeit wiederfinden.

„Also auf Wiedersehen, meine Herren!" sagte er,

während er eine Thüre im Hintergrunde des Gewölbes öffnete.

Sie traten, Jeder eine brennende Kerze in der Hand, rüstig und muthig in den engen gemauerten Gang; der Obertribunalsrath schaute ihnen noch nach, rief, als sie schon sehr ferne waren: „Amüsiren Sie sich gut!“ und warf die Thüre mit einer Heftigkeit zu, daß das ganze Haus dröhnte. Dann rieb er sich vergnügt die Hände und entfernte sich mit großer Zufriedenheit.

Langsam nahm er trotz des Regens, welcher jetzt in Strömen heruntergoß, den Weg auf der Chaussee nach Hirschbrunn, beide Hände in die Taschen versenkt und leise vor sich hinpfeifend, wie ein Arzt, dem eine Operation vortrefflich gelungen ist. Oefter sprach er auch mit sich selbst; die Gepäckträger der jungen Leute, welche einige Schritte hinter ihm gingen, konnten aber die Sprache nicht verstehen, nur einmal war es ihnen, als hätte der komische alte Herr vor sich hingesagt: „Wartet, Ihr dummen Jungen, ich will Euch rübezahlen!

Scherzend und lachend gingen die jungen Leute auf dem immerhin ziemlich bequemen Sandweg weiter. Das Gewölbe war zwar niedrig aber wohl erhalten, und wenn da und dort ein Stein ausgebrochen war

und auch etwas Kalk oder Erde hinter den Schritten der Wanderer niederbröckelte, so war doch von einer eigentlichen Gefahr nicht die Rede und der Obertribunalsrath erntete, ohne es zu hören, gar oft das Lob eines famosen alten Knaben.

Jetzt kamen sie jedoch an einen Kreuzweg und geriethen nicht wenig in Verlegenheit, ob sie sich links oder rechts wenden sollten. Der Schwarze aber, ein praktischer Mann, calculirte, es sei besser rechts zu gehen, weil dieser Weg abschüssig zu werden begann und Hirschbrunn ja im Thale lag. Gedacht; gethan. Sie kamen auch bald an eine Anzahl von Stufen, dann wieder eine zeitlang auf ebenen Boden, bis sie endlich eine Treppe betraten, die nicht endigen wollte und hier begann ihr Unglück; denn der erste Luftzug, der sie berührte, löschte ihre Kerzen mit einem Hauche aus; sie standen wie gebannt. Vergeblich bemühten sie sich, wieder Feuer zu machen; das erste Zündhölzchen versagte und das letzte versagte auch; jede Möglichkeit der Aufklärung war erschöpft.

Ueber den Obertribunalsrath fielen einige anzügliche Worte, welche sich kaum zu seinen Gunsten deuten ließen; lange dauerte aber diese ohnmächtige Rache nicht: „So faßt Euch doch unter den Arm, zusammengegangen, zusammengehangen! Vorwärts müssen

wir einmal auch mit der tröstlichen Aussicht den Hals zu brechen!“ sagte der Schwarze.

„Der Gang ist ja so eng, daß sich nur zwei führen können,“ bemerkte der Blonde; „mein Phantasiefrack kommt in die unangenehmste Berührung mit den feuchten Wänden.“

„Nun, so folgt Cäsarn und seinem Glück; ich will vorangehen und Euch auch den Todtensprung vormachen!“ rief der Schöne, fest überzeugt, daß er der Welt viel zu nöthig sei, als daß ihn das Schicksal jetzt schon entbehren könnte.

Jeder seiner Freunde faßte einen Rockflügel des Schönen und so tappten sie langsam aber muthig bis zur Erschöpfung lange, Stufe für Stufe hinab und immer wollte die Ebene nicht kommen. „Und sitzen können wir auch nicht,“ sagte der Blonde, als sie einmal athemlos stille standen; „denn die Stufen sind so feucht und schmutzig, daß wir in Hirschbrunn, falls wir uns hier niedersetzten, die Damen durch unsern Anblick eher vertreiben als anlocken würden!“

„Aus Nacht zum Licht!“ unterbrach ihn der Schöne mit Jubelgeschrei; „da vorn geht Jemand mit einer Laterne, und wenn ich nicht irre, so ist es ein Frauenzimmer. — Halt! Halt!“ rief er der weiblichen Figur nach, welche vielleicht vierzig Stufen tiefer langsam ihres Weges ging.

„Röschen, Iduna, Ida, Fräulein, Minna! nehmen Sie doch drei Lichtfreunde mit!“ riefen sie bald schmeichelnd, bald drohend durcheinander, ja der Schwarze ließ sogar, wenn auch nur halblaut, ein „verdammtes Frauenzimmer“ mitunterlaufen, weil die Figur neckisch weitertänzelte, während unsere Helden geblendet vom Lichtschein, nur um so langsamer vorrücken konnten.

Endlich aber schien sich ihr Herz zu erweichen, denn sie blieb stehen; die Referendare blieben auch stehen, als sie nahe genug gekommen waren, um die Züge des Mädchens zu erkennen.

„Ich ahnte schon,“ rief der Blonde aus, „daß uns die Schönheit voranleuchte!“

„So etwas habe ich noch nie gesehen!“ meinte der Schwarze.

„Eine Medusa!“ murmelte der Schöne vor sich hin.

„Sie müssen sechs Schritte Distance halten; wenn Sie mir näher rücken, so überlasse ich Sie wieder dem Dunkel!“ sprach sie mit einer glockenhellen weichen Stimme, und die Jünglinge gehorchten.

Desto eifriger begannen sie jetzt die Conversation, aber sie merkten bald, daß das Mädchen sie entweder nicht verstehen wollte oder nicht verstehen konnte; denn sie antwortete verschiedene höchst seltsame Reden und blieb ganz verwundert stehen, als sie der Schöne end-

lich fragte: „Wann sie denn endlich an das Tageslicht kommen würden?“

„An das Tageslicht!“ rief sie erschreckt, — „seid Ihr denn Menschen? — Ihr sagtet ja, Ihr seid Referendare.“ Sie schien ungewiß, was sie thun sollte; aber das Mitleid siegte, denn sie stellte ihr Laternchen auf den Boden und flog dann mit einer Sicherheit die dunkle Treppe hinab, daß sie den Erstaunten plötzlich aus dem Gesicht und bald aus dem Gehör war.

„Ich hätte einer Verrückten nicht so vielen gesunden Menschenverstand zugetraut!“ sagte der Schwarze, indem er die Laterne emporhob; allein die Andern fanden nicht nöthig zu antworten, sondern folgten mechanisch. „Die Unklarheit und das Mystische hat über das klare preußische Bewußtsein gesiegt, selbst unter dem Boden!“ Ueber diesen Satz dachte der Schöne nach.

„Land!“ rief der Schwarze, welcher mit der Laterne vorangeschritten war, als er endlich die letzte Stufe hinter sich hatte und den ebenen Sandweg wieder unter den Füßen fühlte.

„Menschen, Preußen, Mitunterthanen!“ jauchzte der Blonde, denn der Gang fing jetzt an, sich zu erweitern und lichter zu werden; man hörte in kleiner Entfernung das geschäftige Treiben der Menschen, das Pusten der Blasebälge, das Prasseln der Feuer, das

Rauschen der Wasser, wie in einem großen Hütten=werke.

„Fehlgelaufen sind wir, so viel ist gewiß," meinte der Schöne, als sie endlich in einen großen Raum eintraten und das Hüttenwerk vor sich liegen sahen. Sie standen jetzt vor einem sehr zierlichen Eisengitter; ehe aber der Schwarze nur die Klingel am Thor rüh=ren konnte, wurde dasselbe aufgethan und der Thür=hüter sagte: „Sie kommen zur bequemsten Stunde; der Herr Hüttenhauptmann Medicinalrath von Caro geht hier eben über den Hof!" Ehe nur eine Frage möglich war, wie ein Medicinalrath zugleich Hütten=hauptmann sein könne, hatte er sie auf einen jungen Mann zugeführt, welcher durch sein feines Benehmen und die blendendweiße Brustkrause in so rußiger At=mosphäre zugleich Bewunderung und Zutrauen ein=flößte.

Der Schwarze nahm das Wort, entschuldigte sich und seine Freunde über die Störung und erzählte lachend ihr Irrelaufen und Abenteuer.

„Sie täuschen sich," antwortete nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen der Medicinalrath; „die Herren haben sich nicht verirrt. Sie befinden sich hier im Bade selbst und zwar in dem eigentlichen Hirschbrunn; denn das Hirschbrunn, welches einige tausend Fuß

über uns an der Sonne steht, ist nur schwacher Schatten und Abbild dessen, wo Sie sich jetzt befinden. Betrachten Sie gefälligst diesen Schacht!"

Er zeigte auf ein enges Loch, durch welches einige kleine Creaturen, wie Kaminfegerjungen, auf- und abstiegen. Sie trugen etwas in der Hand, was einer Gliederpuppe ähnlich sah.

„Durch diesen Schacht," fuhr der Medicinalrath fort, „steigen die Quellgeister hinauf an das Licht und holen mir die Seelen der Badenden, während der Körper in der Wanne sitzen bleibt. Denn ich bin viel zu erleuchtet, um an körperliches Uebel zu glauben, welches nicht aus einer Seelenkrankheit herflösse. Hier z. B. kommt die Seele einer unverheiratheten Dame, welche seit zwanzig Jahren an der Galle leidet und alle andern Bäder besucht hat. Ich hoffe sie aber radical zu heilen."

Er nahm das zappelnde quiekende Ding aus der Hand des Quellgeistes: „Ich kurire die Dame auf die einfachste Weise. Wir nehmen sie unter den Hammer, bis die innere Glut herausgeschlagen ist, hierauf wird sie in kaltes Wasser gebracht, um darin den letzten Rest von Galle abzuzischen."

Aengstlich rührte sich das arme Seelchen und wimmerte einen vergeblichen Protest. „Meine Gnädigste," sagte der Arzt, „Sie müssen unter den Ham-

mer; es thut ja nicht weh!" und übergab sie jetzt seinem Famulus.

Der Hammer ging jetzt ab und zu; die Quellgeister tanzten aber rund umher und sangen:

Werd' erst lieb und werd' erst gut,
So wird der Teint wie Milch und Blut;
Werd' erst jung und werd' nie alt;
Der Hammer giebt Dir die Gestalt.
Die Liebe nur das Leben.
Haiub, Glückauf!
Hammer drauf!

„Etwas leichter," fuhr der Schreckliche fort, als eben die Seele im Wassergefäß abzischte, „geht es bei jungen Mädchen. Es ist Kinderspiel, sie zu kuriren, wenn ich nur ihre Träume kenne. Diese lasse ich mir herabholen und sublimire sie an einem leichten Kohlenfeuer. Sitzt aber die Krankheit tiefer, so lasse ich die ganze Seele durch die stählernen Walzen, hier zur rechten Hand, gehen."

Der Schöne schauderte etwas zusammen, als er die Seelenhaut einer siebzehnjährigen Berlinerin glätten sah; doch leuchtete ihm die Wirsamkeit dieser Kur ein und er folgte nur der natürlichen menschlichen Neigung, wenn er die Gewalt anerkannte und dem Dämon in Glaceehandschuhen eine Schmeichelei sagte.

„Ich bitte Sie," entgegnete dieser; „Sie müssen erst sehen, mit welch größerer Schwierigkeit die alten

Seelen umgeschmolzen werden; denn böse wird der Mensch eigentlich erst nach dem dreißigsten Jahr. Oft trägt die Seele eine Erneuerung gar nicht mehr aus und dann lasse ich sie nur am Kammrad des Herzens frisch einölen. Ja, ja!" setzte er hinzu, als die drei Helden kopfschüttelnd um ihn herumstanden: „Unsere Zeit ist so glatt und sittlich; ich glaube aber, und erfahre es täglich an den Seelenkrankheiten, die mir vorkommen, daß es kaum je so viele Niederträchtigkeit und Narrheit gegeben hat, wie gerade heutigen Tages; nur sind beide nicht mehr originell."

Er führte seine Gäste jetzt an den Hochofen, wo die Seelen ganz und gar umgeschmolzen wurden.

Die Referendare sahen mit blassem Entsetzen in die stürmende Gluth, zwischen welcher die bösen Eigenschaften der Schlimmsten wie dichte Rauchwolken hervorbrachen, in ungeheuerlichen Gestalten einander anfielen und sich hin- und herzerrten den Schlot hinauf.

„Ich werde mich hüten," sagte der Schwarze, „in Berlin zu erzählen, welche Sorte von Pflaumen ich hier habe schmoren sehen, denn ich erinnere mich eines Ortes in Berlin, welcher die Hausvogtei heißt."

„Beruhigen Sie sich," entgegnete der Medicinalrath, „hier unten giebt es keinen Verräther; wenn Sie sich nicht selbst verrathen, sind Sie sicher."

Während sie sich also in belehrenden Gesprächen unterhielten, nicht ohne Nutzanwendung auf die eigenen Gewissen, klangen aus einer entfernten Ecke fortwährend die heitersten Töne herüber. Der Schöne war schon längst näher hinzugetreten, indeß der Schwarze den Medicinalrath noch im Gespräch zurückhielt, weil er nicht glauben wollte, daß eine Hundeseele gerade so aussehe, wie jede andere Thier- oder Menschenseele, und daß sich allerlei Seelen nur durch Karatzeichen auf der Schulter näher unterschieden.

Endlich traten sie aber auch näher und gewahrten einen Mann mit jugendlich rothen Wangen, hellen Augen und schneeweißem Haar und Bart. Er hatte sich auf weiches Moos gebettet und füllte seinen Becher einmal über das andere aus einem klaren Brunnen zu seiner Rechten und sang:

Wenn Alles ist verschwunden,
Die Liebe und der Liebe Pein
Verronnen, wie's empfunden;
So bleibet noch der goldne Wein.

Wenn alle Freunde sterben,
Bleibt er getreu und hold gesinnt;
Drum will ich um ihn werben,
Bis auch in mir das Licht verrinnt.

Dem Schönen rannen schon längst große Zähren über die Wangen; Alle waren entzückt und sehnsüchtig

zugleich; selbst der Schwarze hätte weinen können, hätte er nur gewußt: warum? Sie mochten aber doch angegriffen aussehen, denn der Medicinalrath sagte lächelnd: „Sie sind traurig; haben Sie etwa die Prinzessin Tillibi gesehen?“

Das Lächeln eines Doktors weissagt immer Unglück; um so schwerer fiel es jetzt allen Dreien auf die Seele, als ihnen bei diesen Worten der Grund ihrer Unruhe mit Blitzesschnelle klar wurde.

„Leider,“ sagte nach einer Pause der Schöne, „haben wir nur ihr blaues Auge und ihren blauen Shawl von weitem gesehen und doch sehen wir schon jetzt die ganze Welt blau. Unter diesen Umständen werden Sie, verehrter Freund, unseren Wunsch nur ganz natürlich finden, der Prinzessin näher in das rosenrothe Antlitz zu schauen, um die Welt endlich auch einmal rosenroth zu sehen.“

„Ich hätte gewünscht,“ entgegnete der Arzt, „daß Sie das blaue Tuch vergessen möchten. Um ehrlich zu reden, ich finde es wenig rationell, sich in unseren Tagen in ein blaues Auge, eine schöne Hand, einen zierlichen Fuß oder gar in einen blauen Shawl zu verlieben, bevor man weiß, was dieses Auge sucht, diese Hand nimmt, auf welchen Wegen dieser Fuß wandelt, was dieser Shawl verdeckt. Da aber Keiner seinem Schicksal entrinnt, ich auch meine Kunst zu

sehr liebe, um nicht Jedem eine Herzenskrankheit zu wünschen und ihn dann wieder zu heilen, so will ich Ihnen die Hoffnung nicht benehmen, daß Sie die Prinzessin recht bald sehen sollen. — Jedoch," fügte er sehr ernsthaft hinzu, „bin ich auf Diensteid verpflichtet, Ihnen die Bedingungen und Folgen Ihrer Handlungsweise mit vollster Wahrheit auseinander zu setzen. — Um nämlich die Prinzessin zu sehen, ist es nöthig, einen Becher voll der krystallhellen Tropfen zu trinken, welche in jenem Brünnlein dort in der Ecke zusammenrinnen. Es sind die milden Säfte, aus welchen sich oben im Sonnenlicht die Reben nähren und die Rosen und Veilchen sättigen.

„Ach!" unterbrach ihn jetzt der Blonde, welcher seither ganz stille geschwiegen: „wie gerne! So lange ich denke, habe ich mir den Wein, das Sonnenlicht und die Schönheit zusammengedacht; ich wußte wohl, daß sie aus Einer Quelle strömen. — Aber nur den Wein und die Liebe nicht tropfenweise! Ich darf doch gleich einen vollen Becher in langen heißen Zügen trinken?"

Wehmüthig schaute ihn der Medicinalrath an. „Sie halten sich für sehr klug;" meinte er, „ich warne Sie aber nochmals, wenn ich auch weiß, daß Sie bereits ein Verlorener sind, denn ich höre wohl, wie Ihr Herz immerfort singt: Tillibi, Tillibi, Tillibi!"

„Vielleicht,“ setzte er nach einer Pause hinzu: „ist es doch besser, Sie trinken sogleich. Aber vergessen Sie nicht, was ich Ihnen sage: Sobald die drei Herren getrunken haben, wird Jeder die Prinzessin schauen und nicht mehr von ihr lassen können. Jeder wird ihr nachrennen, der Eine nach Süden, der Andere nach Osten, der Dritte nach Westen und vielleicht Keiner wird sie gewinnen. Denn sie ist flüchtig, spröde, wild und liebt die Freiheit über Alles, so daß sie sich immer verwandelt. Aus jedem Frauenantlitz wird die Prinzessin Sie anschauen und Sie werden sich in jedes verlieben. Indem Sie so die Treuesten aller Menschen sind, werden Sie als die am meisten Ungetreuen erscheinen und für Ihre anhängliche Liebe zu der Einen gerade den Haß dieser Einzigen verdienen. Dazu werden Sie von einem ewigen Durst und Sehnsucht gequält sein und doch nie unterscheiden können, ob dieser Durst ein Durst nach Liebe oder Licht oder Wein ist. Sobald die Sonne über die Berge kommt, wird Sehnsucht und Täuschung beginnen; wenn aber die Schatten länger werden und Sie der Täuschung durch das Licht entgehen, wird der Wein Sie verwirren, und wenn Sie davon los sind und im Schlaf zu vergessen denken, wird Sie die Liebe quälen und die Reue. — O des Elends, aus welchem nicht Erlösung ist; es wäre denn, daß die Prinzessin

selbst Ihnen freiwillig einen Kuß gäbe, obwohl Sie dieselbe beleidigen zu jeder Stunde!"

„Diese Thatsache ist nur ein Beleg für die Richtigkeit meiner Theorie, Alle zu lieben und Keine festzuhalten; ich kann also ohne Sorge trinken," sagte der Schöne und reckte die Hand nach dem Becher aus.

Er trank, sie tranken Alle. Die Brust wurde weiter und weiter und schwellte sich wie die Erde im Frühling. Das Auge wurde wieder hell, von allen Seiten strömte das Sonnenlicht herein. Sie standen auf einer Waldwiese und in der Mitte auf der Wiese war ein großer Weiher, das Schilf flüsterte und hervortauchte — die Prinzessin Tillibi.

Sie winkte und zog Jeden nach in den grünen Wald; der Schwarze ging nach Osten, der Blonde nach Westen, der Schöne nach Süden und Jeder schwor, daß zehn Schritte vor ihm die wahre ächte Prinzessin wandle.

Einmal wandte sich der Schöne noch um, nach seinen Freunden zu sehen. Sie waren ihm aus dem Gesicht; und als er jetzt seine Verfolgung fortzusetzen gedachte, war ihm während dessen auch die Prinzessin verschwunden.

Er war allein. „Was Träume! Träume sind Schäume!" dachte er und schlief, da er müde war, sacht zwischen Moos und Gestein, bis am Morgen.

Ein kühler Hauch zog durch die Luft; der Schöne besann sich, ob er erwachen wollte. Den Bäumen über ihm schien es ebenso zu gehen, denn sie schüttelten sich erst und regneten frischen Thau auf ihn herab; die schwanken Halme neben ihm beugten sich darunter und fingen die Sonnenstrahlen auf, als könnten sie nur vom Lichte erlöst werden.

Der Schöne fühlte sich munter und gar kein Weh im Herzen; ja er verwunderte sich über sich selbst, wie er doch nur gestern seine Freunde hatte verlassen können, um den flatternden Gewändern einer Unbekannten nachzurennen.

Als aber die Sonne höher herauf kam und ihre Strahlen wärmer wurden, entdeckte er wohl, daß er wie ein rechter Narr vor dem Ende gelacht hatte. Denn es dehnte sich in ihm und reckte sich dem Lichte entgegen mit unwiderstehlicher Gewalt, daß es ihm glühende Schmerzen machte, ohne daß er genau unterscheiden konnte, ob das, was die Sonne in ihm entzündete, Durst nach Liebe oder nach Wein war, bis er sich endlich langsam des Fluches erinnerte, unter welchem er stand.

Rastlos trieb es ihn fort durch das grüne Laub der Buchen und den würzigen Tannenduft. Was aber das Aergste von Allem war, so oft eine schöne Blume am Wege stand, rief sie: „Tillibi!“ und er mußte sich

bücken und sie abbrechen und liebkosen und zerreißen. Wenn er sie in der Hand hatte, schien sie ihm gar nichts; wenn er sie aber zerpflückt in die Lüfte streute, rief es: „Was hältst Du mich nicht; ich bin ja, die Du suchest!“

Bei alledem hielt er seinen Verstand immer noch einigermaßen zusammen und war heilfroh, daß kein Menschenkind sein närrisches Treiben ansah, daß Niemand davon reden konnte, als die Bäume und diese zu Niemand, als zu seiner allerliebsten Prinzessin, welche ein solches Ueberströmen der Gefühle nicht zu seinen Ungunsten deuten konnte.

Sie war auch gütig gegen ihn, denn sie lenkte seine Schritte so, daß er bald hinter den Erlenbüschen am Mühlbach eine Schenke stehen sah, was ihm als ein gutes Zeichen für die Huld des Himmels erschien. Denn jetzt konnte er ja äußerst leicht ergründen und ermessen, wie viel von seinem Durst der Durst nach Wein wie viel der Durst nach Liebe war. Denn er brauchte ja nur so lange und so viel Wein zu trinken, daß er keinen Weindurst mehr hatte, dann kam das richtige Resultat mit mathematischer Gewißheit zum Vorschein.

Mit so klugen und verständigen Vorsätzen ging er also leichteren Schrittes auf die Mühle zu und überlegte sich, daß auch in dem Falle, wenn ein Restchen Liebesdurst übrig bliebe, diese Hütte ein durch-

aus geeigneter Platz wäre, um darin den Honigmond der Liebe zuzubringen.

Es war nicht Sonntag, aber es kam ihm so vor. Die Schenke war festlich geschmückt; an der Sonnenseite nach dem Garten rankte sich ein Rosenbaum blühend und duftend empor und schaukelte sich in jedem Lüftchen. Die Bienen schwärmten und die Vögel sangen; sogar der Dachs, welcher unbeweglich auf der sonnigen Schwelle lag, war in einer festlichen Laune.

Die Stube freilich war klein. Ein Paar Tische, einige Stühle und Bänke, kleine Fenster mit runden Scheiben, weißer Sand auf dem Boden, ein großer Ofen, ein Paar Heiligenbilder und das Bild des Bischofs über einem Gläserschrank.

Das war freilich nicht viel; aber die Fenster standen auf, Sonnenstrahl und Rosenduft spielten herein und wenn der Wind in den Blättern wehte, so wallte es durcheinander von Licht und Schatten, Kühle und Heimathswärme, daß dem Schönen ganz wohlig zu Muthe wurde und er nicht anders dachte, als seine Prinzeß selbst müßte ihm die Flasche bringen.

Es kam aber ein altes gutmüthiges Mütterchen, die ihm den verlangten Wein vorsetzte und geschäftig ab und zu ging. Deshalb ärgerte es ihn doppelt, weil sie auch mit anhörte, daß ein kleiner Vogel, der sich

auf eine Ranke gesetzt hatte, und dem Schönen zusah, wie er den sonnenhellen Wein eingoß, lustig sang:

Fürchte Dich; fürchte Dich
Vor dem goldnen Netz der Liebe,
Armer Knabe!
Sie ist so schön die Liebe,
Doch bringt sie Ketten;
Es bleiben die Ketten,
Die Liebe welket am Abend.
Tillibi! Tillibi!
Schön ist auch Tillibi;
Fürchte sie, armer Knabe.

„Ei," sprach der Schöne, „Du kleiner Vogel, wenn Du weißt, wie fürchterlich die Prinzessin ist, so wirst Du doch auch wohl wissen, wo sie weilt. Sage mir das!" Und der Vogel begann wieder:

Es zog ein Narr ins Morgenland
Daß er die Wunder schaue;
Das Wunder trug er in der Hand
Und tappt darnach in's Blaue.

Dieß ärgerte den Verliebten noch mehr, weil seine beiden Hände leer waren und er wollte schon mit dem goldenen Weihwasser in seinem Glase den Vogel besprengen und seinen bösen Geist austreiben; da bemerkte er, wie es sich im Glase gleich Sonnenfäden zusammenflocht und ihn aus diesem reinsten Spiegel das Bild seiner holdseligen Prinzessin anlächelte und eine schalkhaft drohende Miene annahm.

Darüber ergriff ihn zu gleicher Zeit ein großes Entzücken und eine große Verlegenheit. Ein Entzücken, weil er nun den Zauberspiegel besaß, in welchem er das Bild seiner Herzenskönigin zu jeder Zeit in seiner rechten Gestalt anschauen und woran er alle etwaige Täuschung oder Trug alsbald prüfen konnte; eine Verlegenheit, weil ihm wohl bewußt war, daß das Bild im leeren Glase nicht erscheinen konnte; er mußte also das Glas immer voll vor sich stehen lassen und Durst leiden oder immer austrinken und wieder vollgießen und sich dadurch der Täuschung durch den Wein aussetzen.

Während er ernstlich darüber nachdachte, sang der unangenehme Vogel immer: „Hüte Dich, hüte Dich!" Es war dem Schönen, als hörte er die Rosen heimlich lachen; ganz deutlich aber vernahm er, wie die Tulpe zur Feuerlilie sagte: „Da drin sitzt ein Narr weiter."

Vor Unmuth that er darum einen großen Schluck; wie aber der Wein an seine Lippen kam, suchten ihn auch die Lippen des schönen Bildes der Prinzessin; er trank wieder und sie küßte ihn wieder; er konnte nicht satt werden zu trinken und zu küssen.

Endlich aber fiel ihm doch ein, recht vornehm nach den albernen Blumen sich umzuschauen, und siehe

— wie er sich umwendete, stand die Prinzessin Tillibi leibhaftig hinter ihm und schaute träumerisch herein durch das niedere Fenster.

„So wird mir Dein süßer Mund doch noch besser schmecken!“ sagte der Schöne kühn und schlang den Arm um ihren Hals und küßte sie. Sie ließ es geschehen und lächelte. Freilich erinnerte er sich dunkel, daß die Prinzessin sonst nicht so rasch im Küssen war, weil sie durch den ersten Kuß zur Sclavin wurde. Warum sollte aber bei ihm kein Wunder geschehen?

Und so begann er in zierlichen Reden der Prinzessin für ihre Huld zu danken und bat sie hereinzukommen, weil er bereits nicht mehr zweifelte, daß sie mit ihm in dieser Waldeinsamkeit wohnen wollte. Sie kam und duldete es freundlich, daß er ihre blonden Haare auflöste und im Sonnenschein spielen ließ.

Wie war er guten Muthes! So hatte er es immer gewünscht; den Himmel fern von der Welt im Liebespiel ohne Fessel, im einfachsten Genusse zu finden; seine Tränme waren erfüllt. Er streckte die Hände zur Sonne empor und pries dieselbe und dankte ihr für das glühende Feuer, welches sie in ihm entzündete. Die Prinzessin aber glich dem blühenden Ufer, welches die andringenden Wellen leicht abweist und doch den ganzen Tag sich still beschaut im tiefen See.

„Wie reich bist Du, wie reich!“ rief er endlich entzückt; „Du giebst Alles, was Dein ist; dies Alles aber ist Fülle und Genügen, dieses Geben Seligkeit!“

„Reich bin ich nicht,“ antwortete sie leicht erröthend wie eine Pfirsiche; „mein gehört nur die Mühle im Thal, und wenn Du von hinnen gehst, bin ich wieder alleine.“

Die Unschuld ergriff ihn; wie sie nur ängstlich sein konnte, daß er je wieder wegzöge, jetzt, da er zum erstenmal in seinem Leben bleiben wollte. „Uns soll kein Sturm trennen!“ rief er aus.

„Schwört nicht!“ sagte sie lächelnd; „dort hinter dem Berge steigt ein Gewitter auf; es könnte Euch abkühlen.“

Eine leichte Wolke flog vorüber und verdeckte einen Augenblick die Sonne; ihm war, als führe ihm ein kalter Finger über die Augen; er schaute die Prinzessin mißtrauisch an und griff nach dem vergessenen Glase; denn ihr Haar schien ihm jetzt brauner als das seines Zauberbildes.

Bis er aber das Glas emporhob und das Bild betrachtete, war die Wolke vorübergezogen, neben ihm saß die ächte Prinzeß, die Sonne spielte wieder in einem goldenen Haar; die Augen waren tief, wie der blaue Himmel.

„Undankbarer!" schalt ihn sein Herz; „sie sitzt neben Dir und Du zweifelst; sie giebt Dir Alles hin und Dir fehlt der Glaube!" Sie lächelte kindlich; von Neuem stürzte er an ihre Brust voll Glück und Verlangen: „Mein Kleinod — mein Kleinod! — und doch" —

Er fürchtete sich jetzt doch, die Prinzessin, wenn sie auch die ächte war, möchte nicht allzuklug sein; ihr bedeutsames Lächeln nur ein Rosengebüsch über der Leere. Er war es sich selbst schuldig, dies zu ergründen. Wenn sie nur wenigstens Gefühl für das Schöne hatte; ihren Verstand wollte er schon erziehen.

„Laßt uns singen!" sprach er deshalb, „was Dir am besten gefällt, holdes Geschöpf."

Sie setzte mit geschmeidiger Kehle ein:

Mein Spinnrad schwirrt; die Mühle steht,
Und dunkel wird's am Hage;
Ich will wohl, daß Er nach mir geht,
Doch nicht, daß Er's mir sage.

Er.

Am Himmel stehen tausend Stern',
Hätt' ich doch tausend Augen,
Durch alle Scheiben säh' ich gern,
Was ich nicht recht darf glauben.

Sie.

Alleinsein, das ist böse Zeit,
Verloren und voll Bangen;
Selbander ist die Seligkeit,
Wenn Zweie sich umfangen.

Er.

Komm' doch zum Bach, Du scheues Reh,
Da lockt die feuchte Welle,
Hollunderblüth' und gülden Klee,
Und Niemand sieht zur Stelle.

Beide.

Sie flüstert: Nein! Er flüstert: Ja!
Und dennoch rauscht's von Küssen;
Sie hat zuletzt, weil's Keiner sah,
Was sie gewünscht, auch müssen.

Soweit wäre es schon gut gewesen; aber das Gewitter streckte jetzt sein schattiges Gesicht immer weiter hinter den Bergen hervor und ließ den weißen Wolkenschleier schon herüberflattern bis in das Thal, bis über die Hütte, so daß die Sonne bald leuchtete, bald verhüllt war, und den Verliebten seine Prinzeß bald anzog bald abstieß.

Um sie strenger zu prüfen, las er ihr seine eigenen Gedichte. Zaghaft begann er; denn er selbst fürchtete sich vor der Entscheidung. Er hätte weinen

können vor Angst und Lust, so rosig sah die Prinzessin aus, wie die rosigen Wolken; es war ihm, als verstünde sie Alles und doch wehte der Abendwind schon kühl, kaum glühten noch die höchsten Wipfel. Der Vogel allein hörte nicht auf zu singen: „Hüte Dich! Hüte Dich!“

Da hob sich der stärkere Wind, die Blätter rauschten, die dunkeln Wolken schoben sich langsam heran; der Schöne hatte geendigt und blickte wonnetrunken zu seiner Geliebten empor: „Und Du hast Alles verstanden?“ fragte er.

Ach ja!“ antwortete sie sanft; „aber die Geschichten sind ja nicht einmal wahr!“ Sie lächelte.

Ihn faßte es verzweifelnd an; das war zu viel! Er beugte sich zum Fenster hinaus, um seine Thränen zu verbergen. Er mußte sie aufgeben, sie war zu naiv! —

Wie er so hinabsah den Bach entlang, sah er unten eine Gesellschaft vorüberziehen, Herren und Damen zu Pferde, und mitten unter ihnen die wahre Prinzeß und ihr blaues Kleid.

„Dort ist die Rechte!“ rief er empört: „wie konnte ich nur auch hier suchen!“ Er stürzte das letzte Glas hinunter, sah in den Zauberspiegel, wie ihn die Prinzessin zürnend verlachte, und die Müllerin neben ihm sah ihr jetzt gar nicht mehr ähnlich.

Sie wollte ihn halten; er sah aber nicht, hörte nicht; griff nach Hut und Stock und eilte den Garten hinab, den Büschen zu.

Sie rührte sich jetzt nicht mehr; als er sich aber nochmals umschaute, hatte sie die Schürze vor Augen und weinte bitterlich.

„O Weiber, ihr tückischen Seelen!" rief der Schöne und riß die Gartenthür rasch auf. Denn der Vogel sang hinter ihm: „Pfui, Pfui!" und saß in den wilden Reben, die rauschten: „Trunkenbold, Trunkenbold!" Alle Blumen hielten Ringeltanz: „Hei, der Narr!" sang die Tulpe; „der Arme!" Röslein roth; „der Schuft!" die dicke Päonie. Veilchen aber kränkte ihn durch einen schmerzlichen Blick aus den tiefblauen Augen.

Dies war zu toll, und als auch die Wellen im Bache sangen:

Ohne Rast und Ruh, nur nicht gemach.
Wir rennen einem Diebe nach;
Die Müllerin hat uns ausgeschickt,
Weil er das Röslein abgepflückt.
Pfui der Dieb!
Halt den Dieb!

als gar noch die Elstern und Krähen aufflatterten und im Chor anstimmten:

Wir schwärmen fort nach altem Brauch,
Und wollen zu schön Tillibi,
Erzählen ihr vom Rosenstrauch,
Was wir gesehen, gehört allhie!
Schön Tillibi! Schön Tillibi!

Da lief der Schöne durch Dick und Dünn, wie ein gehetzter Verbrecher. Er verlor im Dunkel jede Spur seiner Herzenskönigin, und irrte trostlos im Walde, stieß sich das Haupt blutig und dankte allen Heiligen, als er endlich die Chaussee und ein gutes Nachtquartier bei Herrn Georg Spalding fand, welcher sich im Stillen sehr zu verwundern schien, daß er ohne seine Gefährten ankam, und so zerstört aussah.

Der Schöne führte jetzt ein sehr unglückliches Leben. Sobald nur die Morgensonne in sein Zimmer schien, quälte ihn auch die Reue und Sehnsucht nach dem verscherzten Gut und rüttelte ihn aus den süßesten Träumen des Frühschlummers. Dann irrte er durch die ganze Gegend, um die Hütte wieder zu suchen und seine Müllerin wiederzufinden, ob sie nun die Prinzessin wäre oder nicht.

So eifrig er aber auch jeden Bach verfolgte, wie unermüdlich er durch jedes Seitenthal kletterte; er hatte doch nichts gefunden, wenn er Abends spät

zu der Herberge kam und sich in dumpfem Unmuth dem Gram und der Flasche überließ.

Auf diese Weise waren bereits vier Tage verflossen. Er hatte das Suchen aufgegeben und saß, den Kopf in beide Hände gestützt, im Kellergewölbe, daß er gar nicht Acht hatte; wie draußen hintereinander zwei Wagen angefahren kamen; daß er gar nicht aufblickte, als kurz darauf zwei Fremde eintraten, sich schweigend an seinen Tisch setzten und gleich ihm den Kopf in die Hände legten.

Erst nach langer Zeit sagte der Schwarze — denn er und der Blonde waren die neuen Gäste —: „Sieh, da sitzt der Schöne in Gram versunken; er hat sich gewiß auch eine Frau gekauft.“

„Ich wollte mich an Keine fesseln und nun bin ich unglücklich, daß ich diese Eine verloren habe!“ antwortete der Schöne schwärmerisch. „Doch muß ich dem Himmel noch danken, daß er mir die Freunde in der Noth wieder geschickt hat. Laßt uns zusammen klagen und höret mein Leid zuerst.“

„Wir haben keine Eile nach Oben zu kommen,“ sagte der Blonde mit einem Blick auf den Schwarzen; „beginne Deine Klage, wir wollen Dir weinen helfen.“

Der Schöne erzählte nun, was wir schon wissen, unter vielen Thränen; hatte aber kaum das letzte

Wort ausgesprochen, als der Schwarze mit Heftigkeit emporsprang: „Habe ich es doch gleich gesagt,“ rief er nicht ohne Neid, „daß unser Poet noch am besten wegkommen würde, weil der Himmel die Betrunkenen, Kinder und Verrückten in seinen besondern Schutz nimmt. — Wenn ich Du wäre,“ wandte er sich an den Dichter, „so würde ich vor Freude in die Luft springen. Du bist frei, aber ich! — Doch ich will die Schaam überwinden und Euch erzählen, wie ich den Goldfisch fangen wollte, und eine Schlange gefangen habe.“ —

„Ihr wißt doch, daß ich noch voriges Jahr in Berlin lebte, mich aber plötzlich nach Potsdam versetzen ließ. Jedermann wunderte sich darüber, wie mir bei meinen hübschen Revenüen dieser Gedanke gekommen sein konnte; ich hütete mich aber wohl, einzugestehen, daß dieses Exil nicht meine freie Wahl sei; denn ich wollte zum Schaden nicht auch noch den Spott.

Eigentlich aber war an dieser Verbannung mein Oheim und Vormund schuldig, der Polizei-Präsident, welcher mich im Verdacht der Verschwendung hatte; und ich kann auch nicht leugnen, daß ich mit meinem Gelde nie auskam.

Die Hauptschuld trug freilich nicht ich, sondern die reizende Eleonore, die Ihr ja wohl kennen werdet, Jäger- und Friedrichsstraßen-Ecke im ersten Stock.

Sie war immer deliciös, vollständig comme il faut, mit dem Feuer einer Polin, nur etwas zu klein, weshalb wir sie in unserem Freundeskreis nur Pony nannten. Dabei war sie die gutmüthigste Kreatur von der Welt und wird, wenn sie auch Tausende und aber Tausende gern verschwendet, sicher arm sterben. Man konnte ihr nie böse sein; denn waren ihre Verehrer auch ruinirt, so hatte sie selbst doch davon keinen Groschen mehr.

Mein Onkel ist kein Pedant und würde mich nicht genirt haben; aber er begriff doch nicht, wohin jedes Jahr die viertausend Thaler flogen, die er mir auszuzahlen hatte; da er mich im Allgemeinen sehr solid sah. Meine Gläubiger überliefen ihn immer unerbittlicher, und so ließ er denn plötzlich eine geheime Recherche anstellen. Schon am Abend desselben Tages erfuhr er denn auch, daß die kleine Eleonore die Honneurs in meinem Hause machte, wenn ich meine Freunde sah. —

Als kluger Mann sagte er mir selbst nichts darüber; fuhr aber zum Minister, und erbat sich meine Versetzung nach Potsdam, wo ich doch noch etwas unter seinen Augen und den zärtlichen Armen der Geliebten entzogen war.

Erst merkte ich gar keine Veränderung; denn der Onkel bezahlte diesmal gutwilliger als sonst meine

Schulden; auch konnte das schöne Mädchen ja jeden Tag und jede Stunde auf der Eisenbahn zu mir eilen. Ich nahm deshalb nur leichten Abschied; am Donnerstag reiste ich, am kommenden Sonntag wollte sie mich besuchen.

Allein ich wartete vergeblich und wollte gegen Abend, halb aus Eifersucht, schon selbst nach Berlin zurückfahren, als mir der Briefträger noch auf der Treppe entgegentrat und ein duftendes allerliebstes Briefchen mit einigen orthographischen Fehlern übergab, worin mir die Kleine mit den Ausdrücken eines wahrhaft orientalischen Zornes meldete, daß sie beim Einsteigen auf dem Bahnhof in Berlin zurückgewiesen und in höflichster Weise von einem jungen Herrn in ihre Wohnung heimgefahren worden sei. „Das ist ein Streich von Deinem Onkel,“ schloß das Billet; „ich will mich aber rächen und noch schlauer sein als seine Polizisten.“

Ich wußte nicht, ob ich mich ärgern oder lachen sollte, munterte sie in meiner Antwort aber doch auf, ja ihr Müthchen zu kühlen, wenn ich schon nicht wußte, wie sie dem Onkel beikommen wollte, wie viel Schlauheit und Scharfsinn ich ihr auch zutraute.

Die ganze andere Woche hindurch kam keine Antwort; am andern Sonntag stürmte sie aber jubelnd in mein Zimmer, warf sich in den Sopha und rief:

„Sage Deinem Bedienten auf der Stelle, daß er Niemand vorläßt; Dein Onkel ist auch hier und kann jeden Augenblick kommen."

Dazu klopfte sie in die Hände wie ein Kind, konnte aber vor Lachen kein weiteres Wort herausbringen, als: „Ich bin gerächt. Wie dumm ist doch Dein verehrter Onkel!"

Endlich hörte ich die Sache im Zusammenhang.

Eleonore ging immer elegant; aber heute übertraf sie sich selbst. Sie schwamm in einer duftigen Wolke von Muslin und Spitzen, und sah so scheu und bescheiden aus, wie eine kaum aufgeblühte Rose.

Als ich ihr darüber das Zarteste sagte, was ein leidenschaftlicher Liebhaber vermag, antwortete sie: „Und gerade diese Toilette, sie ist es, die mich an Deinem Oheim gerächt hat. Sie macht ihn lächerlich auf alle Zeit. — Da ich wohl wußte, daß die Polizei hinter mir war, wie der Teufel hinter einer guten Seele, so kleidete ich mich so einfach aber so reich als möglich; es giebt keinen theureren Spitzenschleier bei Gerson, als den, welchen ich heute über meinen schlichten Strohhut trage. Er wird Dich viel Geld kosten. Nun, wie gesagt, meine Zofe mußte die Augen niederschlagen und sich ebenso einfach anziehen, aber daß Alles schimmerte von Propertät; dann lasse ich

den besten Wagen bei König unter den Linden holen, und so geht's im Flug nach dem Bahnhof.

Der Lohnbediente holt zwei Billets erster Klasse, während ich verschleiert im Wagen warte, und dann schritten wir, natürlich ganz unangefochten mit scheuer Vornehmheit, wie es sich für eine junge Gräfin schickt, durch die Kettenhunde Deines Oheims und setzten uns gleich in den Wagen.

Ich glaubte bereits allein fahren zu müssen, denn es pfiff schon, als der Wagenschlag noch einmal aufgerissen wurde und Dein Onkel eilig hereinsprang. In der That, der versteht es auch; so fein und ritterlich wußte er zu grüßen. Er sieht Dir recht ähnlich und begann nun, den Liebenswürdigen zu spielen.

Er mußte meinen, daß mich die Literatur anziehe, denn er sprach den halben Weg von nichts als Gedichten, und es dauerte eine Ewigkeit, bis ich ihn durch eine glückliche Wendung dahinbrachte, daß er mir erzählte, er wolle seinen Neffen besuchen.

Uebrigens lobte er Dich ungeheuer, und wenn er auch so etwas fallen ließ, daß ein junger Mann immer feurig sei, so drückte er sich so zart aus, als säße er einer Königin gegenüber. Er gefiel mir überhaupt sehr wohl; er ist viel feiner und zärtlicher, als sein trotzköpfiger Neffe. Deshalb machte ich ihm auch ein Paarmal Augen, so zwischen Ehrfurcht und Liebe, was

ihn ganz zu entzücken schien; denn als wir endlich in die Nähe von Potsdam kamen, versicherte er mich, er habe sich lange nicht so trefflich unterhalten; — das glaube ich, weil er fast immer sprach — und bat mich, da natürlich ein Polizeichef allwissend sein muß, ihn meinen verehrten Eltern, die er recht gut kennt, bestens zu empfehlen. — Ich will es auch besorgen, wenn ich wieder nach Posen zurückkomme und die alte Waschfrau noch treffe, die mich unter Hunger und Püffen aufgezogen hat.“ —

Wir lachten wie unsinnig; sie kniff mich zum Schreien in den Arm, nur um an sich halten zu können, als wir die Stimme des Onkels im Vorzimmer vernahmen, der den Burschen nach mir fragte und sich auch gutmüthig wieder entfernte. Er wollte später wiederkommen, weil ich ausgeritten sei; wenn ich denn wohl zurückkäme?

Nun müßt Ihr wissen, mein Onkel ist ein ganzer Edelmann und honett durch und durch; aber die Polizei hat ihn doch etwas verdorben. Deshalb ging er auch, statt zum Hause hinaus, erst auf den Hof nach den Ställen, wo natürlich mein Abdel-Kader höchst vergnüglich sein Frühstück vollendete.

Es vergehen keine fünf Minuten und wir sind in unserem Gott zufrieden, so hören wir einen großen

Spektakel im Vorzimmer und der Onkel reißt unangemeldet die Thüre auf:

„Es thut mir leid, Louis, daß ich ein Opferfest unterbreche,“ sagte er heftig: „aber — aber —

Die Worte blieben ihm im Halse stecken, als er die junge Gräfin von der Eisenbahn neben mir auf dem Sopha erkannte, als sie sich lieblich erhob und mit dem zierlichsten Knix sagte: „Neffe und Onkel, eine Novität für das Königstädtische.“

Er war viel zu klug um nicht herzlich in Lachen auszubrechen und rieth während wir mit ihm dejeunirten, der kleinen Hexe, sich doch bei ihrem enormen Talent der Bühne zu widmen, wo er sie in jeder Weise zu protegiren versprach.

Dennoch düpirte er sie damit nicht. Denn kaum war er endlich zur Thüre hinaus, so sagte sie: „Laß mich Heute und Morgen noch bei Dir bleiben, denn es ist ein Abschied auf ewig; er läßt mich nicht in Berlin.“

Und sie hatte Recht. An dem Abend, wo sie nach Berlin zurückkehrte, fand sie fünfzig Friedrichsd'or und die Weisung, binnen zwölf Stunden die Stadt zu verlassen, in einem zierlichen Rosa-Couvert.“ —

„Und was ist denn aus ihr geworden?“ fragte der Schöne, der sich des Mädchens wohl erinnerte.

„Das ist ja das Unglück,“ entgegnete der Schwarze, indem er sich vor die Stirne schlug; „sie ist seit gestern meine Frau und hier, hier mit uns unter einem Dach, nur einen Stock höher in ihrem Zimmer.“

„Unmöglich!“ riefen die Freunde.

„Nur zu wahr, wenn auch fast unmöglich!“ antwortete er. — „Meine Frau! Meine Frau! und Niemand daran schuldig, als der Birkenchampagner des Hüttenhauptmanns! Doch hört:

„Ich lachte noch gar sehr, als ich Euch Beide fortrennen sah, den Einen hinter einer hübschen Müllerin, den andern hinter einer langgestreckten Dame; denn ich glaubte Euch in großer Täuschung; während ich die ächte Prinzessin unzweifelhaft vor mir hatte.

Sie quälte mich auch nicht mit Davonlaufen, sondern ließ sich bald einholen und legte lächelnd ihren Arm in den meinigen, so lieblich, so zärtlich, daß sie mir wie ein Ausbund von Schönheit erschien; denn in ihrem Gesichte waren alle Züge zu einem Ganzen vereinigt, welche mir bei meinen früheren Geliebten vereinzelt schon reizend vorgekommen waren, so daß ich die Vergangenheit selbst in dieser Gegenwart noch einmal neu durchkostete.

Wir tauschten rasch unsere Lebensverhältnisse aus, und so erfuhr ich bald, daß sie eine Waise von guter Herkunft, Lieblingskind und Pflegekind einer polnischen

Gräfin sei, welche in Hirschbrunn die Saison mitmacht.

„Hier in diesem Park wohnt die Tante,“ sagte sie, als wir nach ungefähr einer Stunde vor einem reizenden Garten ankamen. Ein erleuchteteter Kiosk, unmittelbar am rauschenden Bache unter den hohen Bäumen, nahm uns auf.

„Nun werdet Ihr Euch erinnern, wie oft mein Oheim mich vor den geistreichen Leuten, denen ich stets mit Vorliebe nachlief, warnte, als wären sie alle im Hintergrund Egyptier und Zigeuner, und als wie wohlthätig er mir den Umgang mit gewöhnlichen honetten Menschen anempfahl. Wir haben ja über diese Lebensregel oft genug gelacht; ich werde aber mein Leben lang nicht mehr darüber lachen.

„Denn kaum waren wir eingetreten und ich der Gräfin, die mit fünf, sechs andern Damen und Herren um einen runden Tisch saß, und ihr lebhaftes Gespräch nur unterbrach, wenn sie einen Augenblick sinnend den blauen Wölkchen ihrer Cigarre nachschaute, vorgestellt, als mich der Zauber der Geistreichen ergriff und ich mir auch schon vorkam, wie ein alter Bekannter.

„Wie betrübt ich jetzt auch bin, da ich zu Euch rede, wie grausam die Folge war, so ließe ich mich doch augenblicks von einer solchen Unterhaltung wieder

verlocken; wir kamen uns vor, wie die ersten klügsten aller Menschen und die Perle von uns war meine Prinzessin.

Es wurde tiefe Nacht und doch konnten wir uns nicht trennen; meine Perle wollte ich nicht wieder in den Meeresgrund fallen lassen; ich hielt ihre Hand fest und die Gräfin schien mit beredten Augen ihre Zustimmung auszudrücken.

Zuletzt konnte ich nicht mehr an mich halten, sprang auf und rief: O nehmt mich in Euren Bund des Geistes auf als neuen Ritter; und Du — ich wandte mich an meine Prinzessin — reiche mir die Hand auf immer; ich fühle, ich weiß, daß ich Dir ewig treu bleiben kann. — Gebt uns Euren Segen, theure Frau Gräfin.

Die Gräfin schaute verwundert und so ernsthaft empor, daß ich schon zitterte, weil ich ein Abweisen fürchten mußte; dann aber klärte sich ihr kluges Gesicht auf und sie sprach: „Ihr Deutschen seid ein solides närrisches Volk, das gleich heirathen will. — Doch da Sie es wünschen, Herr von Streit, so laßt uns erst zum Gott des Schönen beten und dann meinen Hauskaplan rufen, daß auch die Kirche ihre Weihe zu diesem Bund gebe.“

„Ich erschrak über diese Eile; konnte aber nicht ausweichen. Denn wie ich mich umsah, stand, als

hätte ihn der Böse hergezaubert, der Kaplan schon bereit und die Damen breiteten Teppiche aus und stellten den Schemel, auf dem wir knieen sollten. Meine Prinzessin aber war doppelt schön; ich folgte und kniete und hörte die Worte des Geistlichen.

„Und nun küßt Euch, lieben Kinder," sagte die Gräfin mit Thränen im Auge, als wir, vor Gott und Welt nun ein unzertrennlich Paar wieder aufstanden.

„Ich küßte mein herrliches Weib und schaute sie kühner an, um mich recht an ihrer Schönheit und Anmuth zu sättigen; ich erschrak aber, daß mein Herz stille stand — denn meine Frau war Niemand anders, als die leichtfertige Eleonore! —

„Kennst Du mich endlich, Alfred," sagte sie unbefangen; „Du mußt zuviel getrunken haben, daß Du mich nicht kanntest; ich habe Dich gleich erkannt; Du bist derselbe hübsche Alfred!" —

„Ich antwortete nicht; sondern folgte ihr schweigend und ergab mich trostlos in mein Geschick; — was wird der Onkel sagen; was wird die Berliner Gesellschaft hinter meinem Rücken flüstern! —"

„Das ist freilich auch eine schlechte Partie!" sagte der Blonde, als sein Freund von Schmerz überwältigt schwieg; — „sie könnte mich wahrhaftig über die meinige trösten. Du wolltest immer die Reichste heirathen und jetzt hast Du Eine, die Dir gar nichts

mitbringt, aber gar nichts, weniger als nichts! — Und doch bist Du nicht so schlimm daran, als ich; Du kannst ihr ein Jahrgeld aussetzen, schickst sie auf Reisen und bist wieder ein freier Mann; ich aber muß die meinige behalten; denn ihr Vater ist mein Oberpräsident und meine Zukunft hängt von ihm ab."

Der Schwarze reichte ihm theilnehmend wehmüthig die Hand und sagte: „Also Du bist auch verheirathet; armer Knabe!"

„Verheirathet nicht, aber ernstlich verlobt mit einer vollendeten ausgewachsenen Tugend. Wo war nur mein Verstand, als ich ihr nachlief bis in den Salon ihres Vaters? Wo waren meine Augen, daß sie mir beim Licht von hundert Kerzen so himmlisch schön vorkam, daß ich überselig war, als sie meine heißen Blicke erwiederte und mir noch denselben Abend während des Cotillons erlaubte, den andern Morgen bei ihrem Vater um sie anzuhalten.

Vor Entzücken konnte ich kein Auge zuthun, denn sie war überdieß sehr reich und der Himmel nicht weit genug für mein Glück.

Sobald es sich also nur halbwegs schickte, ich glaube, es war kaum acht in der Früh, nahte ich mich zaghaft den Zimmern der Excellenz und blieb lange vor der Klingel stehen, bis sich mein Zittern etwas verloren hatte. Endlich mußte es doch ge-

wagt werden; ich schaute aber kaum auf, als mir eine häßliche, lange Person das Vorzimmer öffnete und mir, wie ich kaum den Namen der Excellenz genannt hatte, an den Hals fiel und fröhlich ausrief: „Der Papa weiß schon, daß Sie kommen, theurer Freund, und wird Sie wie einen Sohn empfangen!“

Ich wußte doch, daß ich wachte; aber gerade deshalb hätte ich ein Königreich darum gegeben, wenn mir ein Schuhband gebrochen wäre, daß ich einen motivirten Rückzug hätte antreten können. Aber das Glück hatte beschlossen, mich zu verderben; mein Verstand drehte sich um und um, und bis ich wieder zu mir selbst kam, war die Aktion vorüber; ich hatte meinen Antrag herausgestottert, die väterlichen zwei Küsse seitwärts bereits entgegengenommen und eilte nun, den Segen der Mutter, welche die weinende Tochter tröstete, zu empfangen.“

„O ihr Glücklichen!“ unterbrach der Schöne hier den Erzähler, erhielt aber für diesen Ausbruch seiner Gefühle nur einer niederschmetternden Blick von dem Freunde, der jetzt fortfuhr: „Und nun hat uns Excellenz Papa auf die Reise geschickt mit Mama als Ehrenwächter, und ich habe den ganzen Vorschmack jetzt schon, was es heißt, eine Schwiegermutter mitheirathen. — Das ist meine nicht romantische, aber doch

traurige Geschichte: ich habe die Schönste haben wollen und die Häßlichste eingeheimst.“ — —

Es trat jetzt eine schwere Pause ein, ein Terzett von Schluchzen und Weinen.

Endlich aber faßte sich der Schwarze und sprach: „Wir sind sehr unglücklich, aber Gentlemen müssen wir doch bleiben. — Es wird schon spät und Zeit, daß wir unseren Damen gute Nacht sagen.“ — Er klingelte und befahl dem eintretenden Kellner: „Gehen Sie hinauf und fragen Sie die Damen, ob es ihnen angenehm ist, wenn wir jetzt erscheinen.“

Der Kellner riß die Augen weit auf, ging aber doch ab.

Nach einer Weile kam er mit einem pfiffigen Lächeln wieder und sagte: „Die Damen sind schon vor zwei Stunden mit Herrn Obertribunalsrath von Sandmüller abgefahren. Der alte Herr hat aber für jeden der jungen Herren ein Packet zurückgelassen. — Soll ich die Packete herunterholen?“ —

„Ja!“ meinte der Schwarze, „und bringen Sie nur auch noch gleich eine Flasche Wein mit. — Denn ich hoffe, sie sind uns durchgegangen.“

Die Packete kamen.

Es waren weiße Tüten vom schönsten Velinpapier auf der einen stand: „Laura;“ auf der andern: „Eleonore;“ auf der dritten: „Malvine.“

Zuerst wickelte der Schöne sein Geschenk heraus: es war eine große Rübe.

„Eine Rübe!“ — schrie der Schwarze; „wahrhaftig, ich habe auch eine Rübe!“

„Und ich auch!“ murmelte der Blonde und sah die Freunde verdutzt an, bis endlich Allen ein Licht aufging, weil der Schöne ausrief: „Das ist ein Streich von dem Berggeist, dem alten Rübenzähler! Ja, und Ihr beide habt gut lachen, Eure Frauen, die Ihr nicht mochtet, stecken leblos in Euren Tüten; ich aber, ich muß den Stachel im Herzen behalten, wenn meine Laura sich nicht wieder beseelen läßt!“ —

Er drückte seine Tüte zärtlich ans Herz und trug sie sanft und vorsichtig auf sein Zimmer. Der Schwarze aber sprach zum Blonden: „Ich glaube, es wäre besser, wenn wir unsere Rüben hier im Gewölbe liegen ließen; sie könnten zur Nachtzeit am Ende doch noch einmal aufwachen.“ — —

In aller Frühe mußte Herr Georg Spalding anspannen lassen, denn das Kleeblatt hatte beschlossen, das Gebirge zu meiden und nach Breslau zurück zu fahren.

Im Fond saßen der Schwarze und der Blonde ausgelassen lustig. Der Blonde hatte sogar sein Messer herausgezogen und schnitzte an seiner Rübe, damit ihr Gesicht, falls sie wieder lebendig werden

wollte, hübscher wäre; nur der Schöne war tief melancholisch und hielt seine Tüte mit beiden Händen fest, während er sich in Liebesklagen erschöpfte.

Zu seiner natürlichen Lustigkeit kam der vorsichtige Schwarze erst, als sie das Gebirge fast hinter sich hatten und an die Grenze des unsichtbaren Reiches kamen.

„Nun werden wir gleich außer dem Territorio des bucklichten Kerlchens sein," sagte er, als der Wagen den letzten Abhang hinabrollte; das Wort blieb ihm aber im Munde stecken, weil er jetzt auf dem letzten Felsblock noch einmal den Obertribunalsrath sitzen sah.

Doch faßte er sich ein Herz und rief, als der Alte freundlich grüßte, fröhlich zurück: „Für Rübezahlung dankend quittirt, Alfred von Streit!"

„Dito!" schrie der Blonde.

Nur der Schöne schwieg und wandte sich ab.

Druck von Gebrüder Katz in Dessau.